



kalmenzone
literaturzeitschrift

ISSN 2196 – 3835

Heft 6 • Dezember 2014

mit Beiträgen von

**Michael Arenz • Michael Hillen • Romain John van de Maele •
Winand Herzog • Stephan Weidt • Norbert Rath • Franz Hodjak •
Martin Schlemmer • Niels Penke • Bernd Daschek • Beate Kury •
Cornelius van Alsum • Wolfgang Schiffer**

Inhalt von Heft 6 (2014)

editorial	5
Michael Arenz <i>FÜNF POEME</i>	7
Michael Hillen <i>FÜNF GEDICHTE</i>	13
Gaspara Stampa <i>DREI MADRIGALE</i>	17
Romain John van de Maele <i>DAS GESTRICHENE ZEITWORT IN EINEM GEDICHT VON ROLAND JOORIS</i>	19
Winand Herzog <i>NICHTS PASSIERT. EIN BEITRAG ZUR ENTROPIE-FORSCHUNG</i>	21
Stephan Weidt <i>ORDNUNG AUS DEM WILLEN GOTTES. DER VERGESSENE ERZÄHLER WILLY KRAMP UND DER LITERARISCHE PARADIGMENWECHSEL IN DEN 60ER JAHREN</i>	23
Norbert Rath <i>MILENAS TRAUM</i>	25
Franz Hodjak <i>VIER GEDICHTE</i>	27
äquatoriale bibliothek	
<i>BÁNFFY, MIKLÓS: DIE SCHRIFT IN FLAMMEN</i> besprochen von Martin Schlemmer	29
themenschwerpunkt Island	
<i>DER TOD DES GEÄCHTETEN GRETTIR (aus der Grettis saga)</i>	35
Niels Penke <i>IMITATION UND WANDLUNG. ÜBER DIE PRODUKTIVE REZEPTION DER ISLÄNDISCHEN SAGAS</i>	37
Bernd Daschek <i>LEG DICH NICHT MIT IHNEN AN!</i>	41
Beate Kury <i>SONNENGESTÖBER</i>	47
<i>MELITTA URBANCIC: VOM RAND DER WELT</i> besprochen von Cornelius van Alsum	51
Wolfgang Schiffer <i>ALLE SCHÖNEN WORTE ... ZU EINIGEN GEDICHTBÄNDEN ZEITGENÖSSISCHER ISLÄNDISCHER POESIE IN DEUTSCHER ÜBERSETZUNG</i>	55

DURCH LITERATUR KOMMUNIZIEREN WIR MIT DER GANZEN WELT
Interview mit dem isländischen Schriftsteller Sjórn

63

die böe zum schluß

Gaspara Stampa
RIME CCVIII (italienisch – deutsch)

69

Heft 7 der [kalmenzone](#) erscheint im 1. Jahresdrittel 2015. Themenschwerpunkt: Utopien – Dystopien.

Daß ausgerechnet Island Schwerpunktthema des vorliegenden sechsten Heftes der **kalmenzone** ist, könnte man zunächst für eine geradezu ironische Entscheidung halten: ist die Vulkaninsel im Nordatlantik doch geologisch hochaktiv, wenigstens in manchen Gegenden starken, auch plötzlichen Veränderungen des Landschaftsbildes ausgesetzt – und alles andere als windstill, nicht selten sturmgepeitscht. Die humorvolle, sicherlich übertreibende Faustregel, bei mißliebigem Wetter solle man einfach drei Minuten abwarten, wird dem Reisenden, so erging es jedenfalls dem Hrsg., auch für die Sommermonate mit auf den Weg gegeben. Die Unterschiede zu den eigentlichen Kalmenzonen unseres Planeten sind augenfällig.

Auf andere Weise ist Island aber durchaus ein Land wenn schon nicht der Windstille, so doch der kraftvollen und produktiven Beharrung. Außer an das weltweit älteste bestehende Nationalparlament, das 930 begründete Althing, denke man etwa an die erfolgreiche Bewahrung uralter Haustierrassen oder, für Leser und Autoren einer Literaturzeitschrift wohl am faszinierendsten, an die isländische Sprache: Bekanntlich hat das Isländische sich seit dem Mittelalter zumindest morphologisch nicht allzu sehr verändert, können beispielsweise norwegische Besucher der Insel trotz mancher Lautveränderungen dort gewissermaßen der Sprache ihrer wikinischen Vorfahren begegnen, jedenfalls viel eher, als ihnen dies in Norwegen möglich wäre. Damit nicht genug, sind es die Isländer, denen wir zu einem Großteil die Überlieferung der altnordischen Mythen, Heldensagen und Historiographie verdanken: So hat Richard Wagner für die Handlung seines „Rings“ aus der *Völsunga saga* geschöpft. Ein reiches Fortleben hat auch das schriftstellerische Werk des Snorri Sturluson (1178/79–1241) entfaltet, darunter die *Snorra Edda*, auch wenn die Authentizität der einzelnen Schriften und die kreative Leistung Snorris umstritten sind. Nicht minder wirkmächtig erweisen sich, gerade auch in jüngerer Vergangenheit, die Isländersagas, deren realistische Erzählprosa in der sonstigen europäischen Literatur des Mittelalters keine Entsprechung hat. Aufbruch ins Unbekannte und Innovation finden sich freilich nicht nur im isländischen Mittelalter: Einer breiteren Öffentlichkeit dürfte dies hierzulande, im Guten wie im Schlimmen, durch Islands Gastauftritt auf der Frankfurter Buchmesse 2011 und durch die volkswirtschaftlichen Turbulenzen des Jahres 2008 deutlich geworden sein.

„And now you know Icelandic.“ Dies der launige Kommentar eines Exkursionsleiters, nachdem er mit Touristen aus diversen Ländern die Aussprache von „Eyjafjallajökull“ eingeübt hatte. Daß es so einfach nicht ist, war dem Hrsg. seinerzeit an Bord des Reisebusses wie auch später bei der Vorbereitung dieses Heftes klar, und so hat er sich als Nicht-Skandinavist der literaturwissenschaftlichen und sprachpraktischen Kompetenz von Niels Penke und Wolfgang Schiffer versichert, die in den jeweiligen Themenfeldern ihrer Beiträge zur Saga-Rezeption und zur zeitgenössischen isländischen Lyrik bestens ausgewiesen sind. Fiktionale, dabei landeskundlich wohlinformierte Beiträge zum Themenschwerpunkt haben Bernd Daschek und Beate Kury beigeleitet.

Wenn der Hrsg. darauf verzichtet, alle weiteren Beiträge des Heftes „anzumoderieren“, so unterbleibt dies einmal mehr im Vertrauen darauf, daß die vielfältigen Beziehungen und Berührungspunkte der Texte untereinander sich den Lesern erschließen, ja vielleicht gerade die Suche nach solchen Verbindungen zum Reiz der Lektüre beitragen kann. Ebenso wenig, wie Island vom Rest der Welt abgeschnitten ist, stehen, soviel darf hier immerhin vorausgeschickt werden, der Schwerpunktteil und der freie Teil des Heftes unverbunden nebeneinander.

Besten Dank also an alle Autorinnen und Autoren sowie Institutionen, die mit Texten und Bildern zum sechsten Heft der **kalmenzone** beigetragen haben. Bei Sjón bedankt sich der Hrsg. herzlich für ein langes Interview und auch den Hinweis auf Melitta Urbancic.

Michael Arenz

FÜNF POEME

ABRÉGÉ

Dann stoßen die Korallen,
alles andere als eine
verschworene Gemeinschaft,
dennoch, wie verabredet,
in einer Vollmondnacht
spät im Jahr, unzählige
Nachfahren in das
salzige Wasser hinaus
und machen weiter,
da, wo sie eben gerade
sind, vielleicht, kaum
vorstellbar, ohne einen
einzigsten Gedanken,
besiedeln gesunkene Schiffe,
fressen sie auf in
hundert Jahren, bilden
Kontinente, den größten
Friedhof des Universums,
das seinerseits nicht
zimmerlich ist mit
exaltierten Ideen
jeder Art, dir etwa,
eine Currywurst
fressend am Kudamm,
von einem Auftragskiller
im Wartestand gebraten,
dessen mörderisches Grinsen
die Vorhalle der Barbarei
längst hinter sich
gelassen hat.

ADOLPH VON MENZEL

Federzeichnung.

Skizze.

Das halbe Gesicht,
vor allem das Auge,
wie es geradeaus schaut,
aus der Verdammnis
in die Verdammnis,
oder?

Alles zugibt,
das ganze Wissen,
direkt in die eigene
Person hinein,
aber auch in die
herzlose Registratur,
die Abteilung
Erkenntnisbefähigung
manch anderer,
die so weit sind wie er,
vielleicht, nahe dran,
oder etwas ahnen
vom großen
kalten Abmarsch.

Dann noch in Öl,
in Öl?, jedenfalls
in Farbe, sein alter
todkranker Fuß,
nur der Fuß,
sonst nichts.

Am Ende wissen
viele fast alles,
zumindest das, was
sie selbst betrifft.
Daß die Ernüchterung
des Niedergangs
so wenig bereithält,
kostet ihn alles, um
so festgehalten zu werden.

**IN DEN MASSGEBENDEN
BÜCHERN WIRD FESTGEHALTEN
AUCH FOLGENDES**

Erstaunliche Dinge
kurz vor dem Tod
fliegen zum Fenster
hinaus und herein,
etwa mitten in Paris,
wie in einem Film vor
oder nach allen
anderen Filmen,
und wir alle schminken
uns, Männchen oder
Weibchen, denn unseres
Auftrags erinnern sich
nur wenige; und die
jeningen welche, sind
verrätselt bis in alle Zeiten.
Wir geben ab nach Berlin:
die Tauentzienstraße, wo
sich alle Welt der grandiosen
Wirklichkeit versichert,
die so tatsächlich einmal
nachweislich stattgefunden
haben wird.



Episode aus dem Leben des Buddha: Besuch bei einem Asketen.

ETWA SO

wie ein Klarinettenkonzert
aus einem Radio mit
blechernem Lautsprecher
nachmittags in einem
Hotelzimmer genau
zum richtigen Zeitpunkt
eines langen Lebens,
wie die zwei letzten Flaschen
Bier im Stehen nachts vor
dem Getränke-Shop in
Friedrichshain mit einem
Lächeln im abgetakelten
Gesicht nur für den
lieben Gott allein,
wie ein Feld mit Kornblumen
und Klatschmohn bis zum
Horizont zur Dämmerung
von einer ungeschulten
Amsel meisterlich besungen,
wie die Müdigkeit eines
Kette rauchenden Leinwand-
Stars in der unbegreiflichen
Verlassenheit seines
endlosen Bühnenabschieds,
wie der kleine Junge im
Fußballtrikot auf seinem
Dreirad vor der Halle eines
stillgelegten Bahnhofs
auf einer kurzen Geraden
unterwegs im gekrümmten
Raum, als Idee des Individuums
im Treibsand seiner Existenz.

GESTERN MIT BUDDHA
BIER GETRUNKEN
Für Reinhard Köster

Es gab Kekse,
zuckersüß,
und Gelächter,
bis wir anfangen
zu schweigen.
Der Dompfaff
kam zu seinem
Futterhäuschen im
Fensterwinkel,
flog aber schnell
wieder davon.
Nachts legten
sich Füchse
mitten auf
die Kreuzung
unter der Straßen
beleuchtung nieder
und wärmten sich.
Wir sahen lange
zum Fenster hinaus,
versuchten noch
einmal zu sprechen,
ließen es dann
schließlich bleiben.
Durfte auf
einer Matratze
im Zimmer nebenan
übernachten, träumte
von den davongetanzten
Ahnen, die keine
Berührung wünschten.
Antworten, doch nicht
eine Frage mehr
erinnerbar.

MICHAEL ARENZ, 1954 in Berlin geboren. In Düsseldorf aufgewachsen. Magister-Studium Germanistik/ Philosophie in Düsseldorf/ Brüssel. Lebt als freier Autor in Bochum. Lyrik, Prosa, journalistische Arbeiten, Beiträge für den Hörfunk. Letzte Buchveröffentlichung: „Nachts, wenn der Tag dich erzählt“ (Poeme) mit Fotografien von Hansgert Lambers, Berlin 2011. Ein zweiter Band gemeinsam mit Hansgert Lambers ist in Arbeit und erscheint im Dezember 2014 unter dem Titel „Der aufrichtige Kapitalismus des Metallgorillas“. Herausgeber der Literatur- und Kunstzeitschrift „Der Mongole wartet“ (1994–2013).

Michael Hillen
FÜNF GEDICHTE

TIERGARTEN ANTWERPEN, ABT. ›EISLAND‹

könig der kein land sieht.
sieht nicht die scheibe die ihn trennt
von uns seltsam leger gekleideten, hier und da
einen werdenden polarforscher auf den schultern,
sieht, auf einen sprung herübergekommen von der
nahen bahnhofskathedrale, delvaux nicht
der mit skizzierstift und kindlichem glück noch immer
die ein- und abfahrenden züge bestaunt, noch immer
seligtrunken strolcht durch ein heiliges coupé.
sieht nicht die futtergründe
im emaillenen eimer,
nicht den aug gebrochnen fisch
den die pflegerin um seinen schnabel streicht,
erneut und erneut, bis der geruchssinn
ihn endlich öffnet.
er sieht die flämische antarktis nicht,
steht da allein abseits der *artgenossen*,
steht allein am wasser im surrealen kunstlicht unter
dem kunstfirmament, am kunsthorizont kein silberstreif.
unser aller verlorenheit im frack.

VIELLEICHT NÄHERES

es hatte so gar nichts
mit rimbaud gemein.
geschlossene station,
besucherzimmer.
vom flur aus, ein angelehnter stuhl
hielt die tür offen, der verlorene blick
einer frau, zögernd
kam sie auf mich zu.
›bist du es?‹ fragte sie leise.
›nein‹, bedauerte ich, ›ich bin es nicht‹.
höflich entschuldigte sie sich
und schlich wieder hinaus,
in ausgetretenen hausschuhen
die näheres vielleicht wissen
als der behandelnde arzt

LUSTIGER BRUDER

alarmiert in großer sorge
den rettungsdienst
bemerkt er einen stein
den er leblos glaubt,
schneidet wortlos in zwei stücke
seinen mantel aus der kleiderkammer
wenn in zugiger luft
sein nächster friert,
bricht für ihn
die letzte zigarette,
teilt mit ihm
den einzigen kanten brot.
manchmal sieht man ihn
wie er in der einen hand
den arm einer alten dame hält, bemüht
ihr galant über die belebte straße zu helfen,
in der andern
die nie fehlende flasche,
immer in der linken
wohl um deren unsicherheit
zu vervollkommen.
der herr von der heilsarmee redet einher
von der lebensfreude
der traurigkeit. aber alles
mit unsern steuergeldern

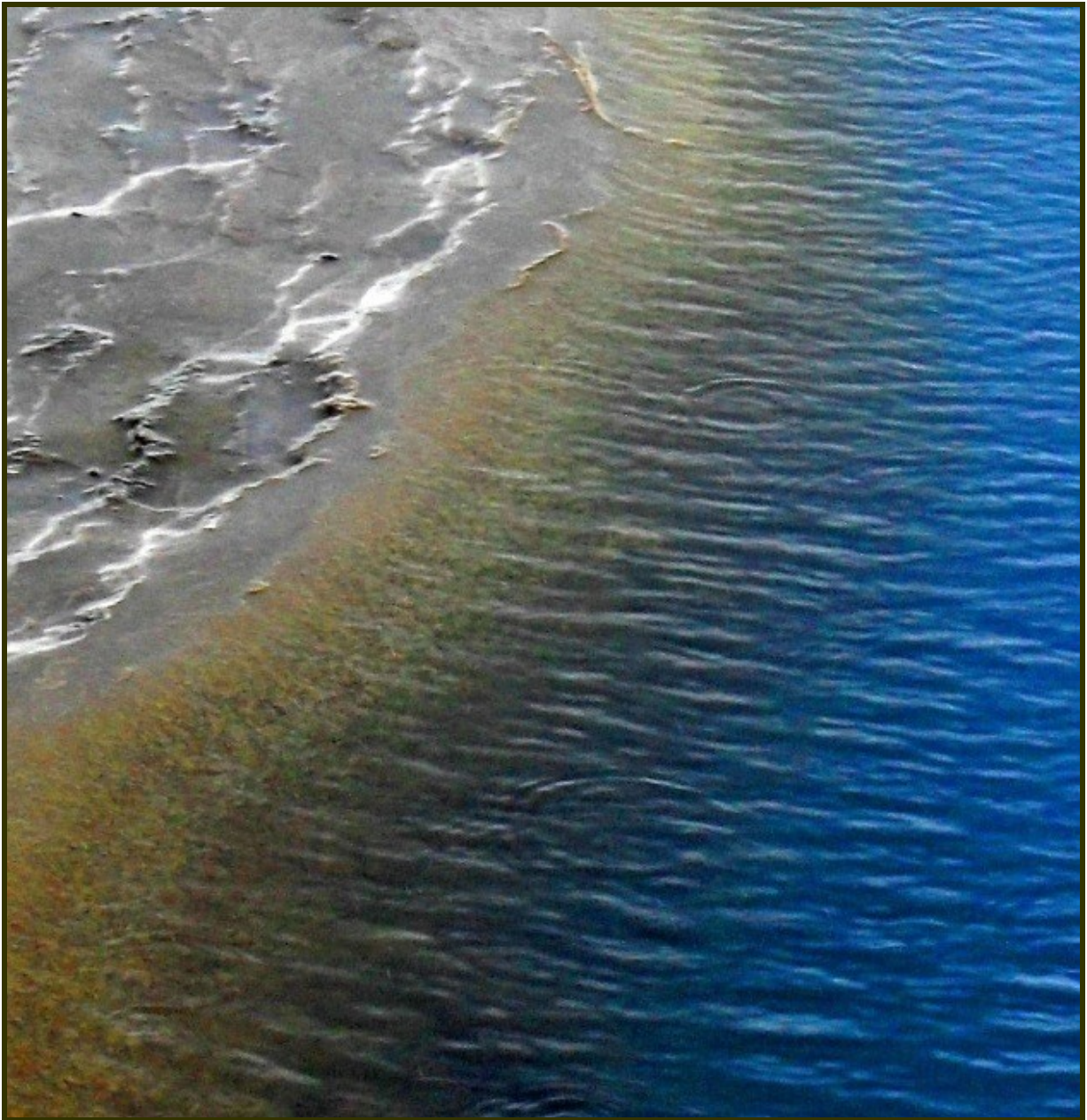
BEGEGNUNG

jahre waren vergangen.
in einer passage,
verkaufsoffener sonntag,
berührten sich
die ärmel ihrer mäntel.
warte, bat er,
wollte fragen,
bereits hinterrücks,
wie es ihr gehe.
aber hatte kein recht dazu.

VERWUNSCHENES HAUS

von den meeren des südens
eine karte in die heimat.
gern darauf, tramatinertrauben und kübel
gleißend blühender blumen umstellen es,
ein haus in dem man zuhaus
nicht recht wohnen wollte:
windschief, bunt blätternd
der anstrich, rostig die scharniere der pforte
und liebevoll ins licht gesetzt
seine ungenügend schließenden fensterläden
in deren klapprigem holz die amselmusik
ab bitterer frühe nicht mehr erstirbt.
ein haus beschaffen
als wäre nicht bloß die geeichte waage,
auch putz und frische farbe sein tod,
verwunschenes haus, in dessen geruhsamen kammern
ein tropfen lavendel das fernweh auf immer betäubte,
in dem die zeit nicht mehr würde *fleussen weg wie wasser*,
in dem der tag nur bestünde aus blauem wetter,
man nicht wachläge
zu nachtschlafender stunde
und nicht wüßte
daß man unglücklich ist

MICHAEL HILLEN, geb. 1953 in Bonn, wo er wohnt und arbeitet. Lyriker. Beiträge in Zeitungen, Anthologien, in- und ausländischen Literaturzeitschriften. Letzte Veröffentlichungen: die Gedichtbände „Ablegende Schiffe“ und „Beschattete Erinnerungen“ (Silver Horse Edition, Marklkofen 2009 bzw. 2011) sowie „Frau Röntgens Hand“ (Edition Keiper, Graz 2012). – Mehr unter www.nrw-literatur-im-netz.de und www.fixpoetry.com.



Gaspara Stampa (ca. 1523–1554)

DREI MADRIGALE

*... Hast du der Gaspara Stampa
denn genügend gedacht ...?
(Rilke, Erste Duineser Elegie)*

RIME CCXXII

– Dimmi per la tua face,
Amor, e per gli strali,
per questi, che mi dàn colpi mortali,
e quella, che mi sface,
onde avien che non osi
ferir il mio signore,
altero de' tuoi strazi e del mio core,
in sembianti pietosi?
– Ove anniderò poi –
mi risponde ei, – s'io perdo gli occhi suoi?

*Bei deiner Fackel sprich,
Amor, und bei den Pfeilen,
bei ihnen, die mir Tod um Tod erteilen,
und eben der, die mich
austilgt: Was hemmt dich Kühnen,
an meinem Herrn zu handeln,
den Hochmut gegen dich und mich zu wandeln
in jammervolle Mienen?
„Welcher Sitz wird mir taugen“,
gibt er zur Antwort, „wenn nicht seine Augen?“*

RIME CCXXXII

Se 'l cibo, onde i suoi servi nutre Amore,
è 'l dolore e 'l martire,
come poss'io morire
nodrita dal dolore?
Il semplicetto pesce,
che solo ne l'umor vive e respira,
in un momento spira
tosto che de l'acqua esce;
e l'animal, che vive in fiamma e 'n foco,
muor, come cangia loco.
Or, se tu vò ch'io moia,
Amor, trammi di guai e pommi in gioia;
perché col pianto, mio cibo vitale,
tu non mi puoi far male.

*Wenn dies die Kost ist, die Amor gewährt:
das Leiden und die Pein,
wie kann des Todes sein,
wen das Leiden ernährt?
Das Fischlein, schlicht genug,
das nur im Wasser atmend lebt und schnell,
tut seinen letzten Zug,
sobald es dem Land verfällt;
und jenes Tier, das Feuer als Wohnung braucht,
stirbt, wo die Kühle haucht.
Wenn du mein Ende willst,
sieh, Amor, zu, daß du mein Unglück stillst;
denn muß ich nicht auf Tränenkost verzichten,
kannst du mich nicht vernichten.*

RIME CCXXXIII

Beato insogno e caro,
che sotto oscuro velo m'hai mostrato
il mio felice stato,
qual potrà ingegno chiaro,
quant'io debbo e vorrei, giamai lodarte
in vive voci o 'n carte?
Io per me farò fede,
dovunque esser potrà mia voce udita,
che, sol la tua mercede,
io son restata in vita.

*Du wertes Traumgesicht,
das unter dunklem Schleier offenbart hat,
wie sich mein Glück bewahrt hat:
Welcher Geist ist so licht,
dein Lob, soviel ich soll und will, zu stiften
in Reden oder Schriften?
Selbst werd' ich Zeugin sein,
wo immer sich meine Stimme erhebe:
daß ich dank dir allein
geblieben bin und lebe.*

Italianischer Text zitiert nach: Gaspara Stampa, Rime. Introduzione di Maria Bellonci. Note di Rodolfo Ceriello (Biblioteca Universale Rizzoli. Classici), Milano 1994, S. 221 und 226. Die Übertragungen stammen vom Hrsg. dieser Zeitschrift.

Romain John van de Maele

DAS GESTRICHENE ZEITWORT IN EINEM GEDICHT VON ROLAND JOORIS

*Wegnehmen,
schreiben
ist wegnehmen.¹*

In der Schule hieß es, daß ein Satz ohne Zeitwort kein richtiger Satz sei. Normative Setzungen waren damals üblich. Nicht normativ, sondern deskriptiv war (und ist) die Bemerkung, daß „das Verb das wichtigste Bauelement, das strukturelle Zentrum des Satzes“ sei.² Ein wichtiges oder sogar „das wichtigste Bauelement“ bedeutet aber nicht, daß das Element unentbehrlich ist.

Beim Lesen von Gedichten habe ich schon früh feststellen können, daß Lyriker sich einer anderen Sprachlehre bedienen. Es gibt nicht nur Verse ohne Zeitwort, sondern auch ganze Gedichte ohne Verben. Gedichte sind ein Rückzug aus der Welt in der Welt. Raum und Zeit werden sozusagen aufgehoben und aus den Worten tritt ein Fremdkörper hervor. Der Lyriker wendet sich trotz seiner Isolation mit seiner Geheimsprache den Lesern zu. Ein Gedicht „verstehen“ – nicht „erklären“ – erfordert sehr oft, daß man eine neue „Sprachlehre“ erlernt. Sobald ein(e) Leser(in) das dichterische Selbstgespräch „versteh“, fängt ein Zwiegespräch an. Die gestrichenen Zeitwörter werden hinzugedacht und Leerstellen werden ausgefüllt. Aber wie gestaltet ein Lyriker seine Gedichte? Sind die Texte nicht viel eher eine Skizze, viel eher eine Gestalt als eine Nachricht?

Als Skizze braucht ein Gedicht nicht gerade auszusehen wie ein Ideogramm (*Calligramme*) von Guillaume Apollinaire. In einem Gedicht, das wie der Eiffelturm aussieht, wurden die Verben übrigens nicht gestrichen. Das Gedicht kann man dem Gemälde *Eiffelturm* (1910) von Robert Delaunay gegenüberstellen, aber das Ideogramm von Apollinaire drückt eine Idee aus, die man nur schwer dem Gemälde von Delaunay ablesen kann. Ein Gedicht ist nicht nur eine Skizze, es ist auch eine Nachricht. Die Struktur der Verse entspricht sehr oft der normalen Struktur des französischen Satzes, aber Apollinaire hat die Verse weiterhin graphisch gestaltet. Es gibt freilich auch subtilere Beispiele, die den Leser zwingen, eine neue Sprachlehre zu erlernen. Wie Apollinaire lehnt der flämische Dichter Roland Jooris sich oft an eine Malerei oder eine Zeichnung an, aber seine Abspiegelungen sind weniger auffällig als die graphischen Experimente von Apollinaire. Jooris „reduziert“ die Wirklichkeit so wie der italienische Maler und Graphiker Giorgio Morandi, der mit seinen Stilleben zu Anerkennung gelangte. Ein Stilleben – auf italienisch *natura morta* – schließt Bewegung und auch Zeit aus. Die *natura morta* zeigt eine Vergangenheit, die nur geistig zu fassen ist, das Gemälde ist eine Reduktion und eine Abstraktion. Roland Jooris hat die Genese seines Gedichts *Morandi: stilleven* in einem kurzen Artikel beschrieben, der zeigt, wie mehrere Zeitwörter gestrichen wurden.³ Jooris hat das Stilleben als Ausdruck der Stille erfahren (verstanden). Wie kann man aber eine visuelle Vorstellung der Leere (Stille) mit Worten (die der Leser aussprechen wird) festhalten? Mit Worten wird die Stille aufgehoben, auch wenn Zeitwörter gestrichen werden. Zeitwörter verkörpern Zeit und Raum und sind nicht geeignet, Stille darzustellen, aber Dichter haben keine andere Möglichkeit. Es ist Jooris nicht gelungen, die Stille ohne Zeitwörter festzuhalten. In den veröffentlichten Versionen hat er aber die Anzahl der Verben reduziert, um der Stille näher zu kommen.

Flandern ist geprägt von Randbebauung, und diese Bauweise ist schon oft beschrieben und kritisiert worden. In dem Gedicht *Topografie* hat Jooris diese Anordnung von Häusern, Geschäften usw. wie folgt dargestellt:

eine wiese ein haus ein bauernhof eine
 kurve ein geschäft eine wiese ein
 umgepflügter acker eine kleine mauer
 5 häuser ein garten ein hochspannungsnetz
 [...]

ein villengrundstück ein plakat
 eine straße ein kino ein geschäft
 ein haus aus dem achtzehnten jahrhundert
 ein geschäft ein geschäft ein geschäft
 ein geschäft ein parkplatz ein geschäft
 ein geschäft ein kleiner platz ein geschäft
 ein geschäft ein geschäft ein geschäft⁴

In diesem Gedicht gibt es kein einziges Zeitwort. Die Vorstellung sieht wie ein Gemälde aus. Im wahrsten Sinne des Wortes ist die Topographie eine bildliche – statische – Darstellung. Fast jedes Wort ist ein Bild an sich. Die Vorstellung ist völlig losgelöst von der Zeit und ist eine geistige Gestalt geworden. Nur das Haus aus dem achtzehnten Jahrhundert und der umgepflügte Acker passen nicht in die Vorstellung der modernen Randbebauung, aber der Acker und die Wiesen werden schließlich verschwinden. Ein Plakat und ein Villengrundstück werden nicht jedem Passanten ins Auge springen, aber die Chaussee kann wie ein Stilleben (später) geändert werden. Ob und wann das geschehen wird, ist eine Frage, die der Dichter oder der Maler nicht beantworten kann. Die Künstler können nur mit Formen, Farben oder Worten die reduzierte Wirklichkeit vorstellen. Jeder Leser oder Museumsbesucher kann und soll die Vorstellung vollenden. Ein Gemälde oder ein Gedicht ist eine Einladung zum Gespräch. Der Unterschied zwischen einer durch das Wort geprägten Kultur und der modernen Bildkultur ist in den Gedichten von Roland Jooris fast aufgehoben.

Der Leser oder der Besucher soll mit passenden Zeitwörtern die Gestalt aktualisieren und auf diese Weise das Gedicht oder das Gemälde mit der Zeit und mit dem Raum als grundlegenden Komponenten der Wirklichkeit verbinden. Das gestrichene Zeitwort ist *ändern, bauen* oder *gebrauchen/ verbrauchen*. Auch ohne Zeitwort ist die Wirkursache oder Bewegungsursache (Aristoteles' *causa efficiens*) deutlich. Ich lese (verstehe) *Topographie* als eine kritische Betrachtung: Aus der Naturlandschaft ist eine Kulturlandschaft hervorgegangen, die zu stark vom Konsum geprägt ist. Im Jahre 1969 wurde Roland Jooris' Bändchen *Een konsumptief landschap* veröffentlicht (*Eine konsumptive Landschaft*). Für Jooris ist die Landschaft nicht nur Materialursache (*causa materialis*), sondern auch Wirkursache: Die Landschaft wird nicht nur konsumiert, die Landschaft konsumiert auch selbst. Mensch und Landschaft ändern sich wechselseitig. Nur die Wirkursache wird heute als Ursache bezeichnet. Die vier Ursachen des Aristoteles (Materialursache, Formursache, Wirkursache und Zweckursache) sind verschiedene Erklärungsmuster, die beantworten, warum ein bestimmtes Ding in seiner bestimmten Eigenart existiert. Die ästhetisch nicht gelungene Randbebauung der flämischen Kulturlandschaft kann man (auch ohne Zeitwort) zurückführen auf die zu wenig berücksichtigte Formursache.

¹ R. Jooris, *Gedichten 1958–78*, Antwerpen: Lotus 1978, S. 113.

² L. Ulens/ Yv. Ulens-De Vreese, *Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten*, Gent: Uitg. Norma, 1966⁸, S. 11.

³ R. Jooris, *Omtrent het ontstaan van mijn gedicht "Morandi: stilleven"*, in: *Kreatief* 1977, 11(3), S. 46–50.

⁴ Jooris, *Gedichten* (wie Anm. 1), S. 21. – Übersetzung ins Deutsche vom Verf.

ROMAIN JOHN VAN DE MAELE, geboren 1948 in Aalst (Belgien). M.A. Kulturwissenschaften (Open Universiteit Nederland, Heerlen), Lyriker, Essayist und Übersetzer. Gedichtsammlungen: u. a. *Dagboek van een paria* (1974) und *Miniaturen voor stem en hand* (1988). Essays: u. a. *Op het spoor van Boon* (1999) und *Cyriel Buysse's plattelandswerelden* (2003). Beiträge in belgischen, niederländischen, dänischen, finnischen und deutschen Literaturzeitschriften.

NICHTS PASSIERT. EIN BEITRAG ZUR ENTROPIE-FORSCHUNG

Ein fauler Blick aus dem Fenster, der den Tee kalt werden lässt. Vom Parkhaus gegenüber quietscht es leise, aber eindringlich. Über der Kühlerhaube seines ältlichen Mercedes entfaltet ein Mann etwas –: Stadtplan? Taschenkalender? und hantiert damit auf undurchschaubar ungelenke Weise. Ein junger Mann in mennigefarbenem T-shirt und ebensolchem Piratenkopftuch hampelt in langer Quere über die Straße, sich einmal umblickend.

Schläfriger Sommerferiendienstagnachmittagsverkehr. Ein aluminiumsilberner Opel fährt von vorne auf den freien ersten Parkplatz auf der gegenüberliegenden Straßenseite, der Fahrer lässt den Wagen in falscher Richtung stehen, geht nicht zum solarbetriebenen Automaten, zieht keinen Parkschein, verschwindet vielleicht in der Bank rechts an der Ecke. Falls nun eines der Politessenpärchen auftauchte, die sonst ihre Straßen in wimpernschlagender Frequenz bestreichen, wird's richtig teuer.

Im Parkhaus quietscht es wieder aufmerksamkeitsheischend. Tatsächlich! Der Mann in grauer Hose, weißem Hemd, Schlips, grauhaarig mit einem grauweißen Bart, schiebt auf der Kühlerhaube den Wagen einer kleinen Papierschnidemaschine hin und her. Wenn er das Stück Papier zweimal gewendet hat, entstehen kleine lesezeichenartige Schnipsel, die er neben die Maschine legt.

Der schwarzgelockte Installateur tritt jetzt aus dem Haus. Heute morgen presste er eine Hand, aus dem Keller kommend, gegen den Kopf, den er sich an dem zu niedrigen Türsturz kräftig gestoßen hatte. Nun schlenkert er einen Ascheneimer, den ich wegen der blass verlaufenen roten Graffiti als meinen identifiziere.

Verschwunden ist der Graubart drüben, aber Maschinchen und Schnipsel liegen noch auf dem Kühlerblech. Unter mir schüttet der Installateur aus meinem Mülleimer einen Schwall Wasser in den Rinnstein. Der Mann von gegenüber legt nun ein unförmiges weißverpacktes Paket auf die Haube; der Installateur will gerade mit meinem Eimer ins Haus zurück, als gegenüber der Firmenlieferwagen hält und er hinübergeht, mit dem Kollegen ein paar Worte wechselt. Inzwischen hat der Papierschneider das Paket ausgepackt und nun liegen etwa zehn grüne daumendicke ... ja, wahrscheinlich sind es Bücher in diesem weißen Papier neben den anderen Sachen. Unter mir der BMW fährt gerade aus der Parklücke, schon springt der schwarzgelockte Installateur über die Straße und sperrt den Parkplatz. In der Beule am Ende der Straße wendet der Kollege den Lieferwagen und der Installateur verschleucht ein parkwilliges Cabrio. Der Messingpirat kehrt zurück, das Kopftuch trägt doch im Gegensatz zum T-shirt ein leichtes Muster, winkt er jetzt wem? Ein aluminiumsilberner Golf aus SE hält kurz an, der Pirat steigt ein.

Die Lücke ist nicht zu klein, der Installateur aber beweist, dem fernen Chef muss der Lieferwagen lieb und teuer sein –: Handzeichen wie in tiefer Seenot werden dem Kollegen gegeben, hin und her springt der Schwarzgelockte wie bei einem Derwischwettbewerb in Sana'a, endlich ist der Lieferwagen, orientiert an dem schlampig eingeparkten PKW hinter ihm, einigermaßen von der Straße gebracht, da klebt der Mann im Parkhaus die kleinen Zettel quer über den Deckel der daumendicken Bücher, danach schreibt er etwas hinein, Widmung oder er signiert sein eigenes Werk. Meine Mülltonne wird ordnungsgemäß wieder ins Haus geschleppt.

Der Graumann ist verschwunden, da wird er irgendwann unten aus dem Parkhaus hervorkommen; ja – ein etwas kleiner Mann, das Paket aber, notdürftig in weißes Papier eingeschlagen, ist doch etwas riesiger als vermutet. Auf der Hüfte getragen belastet es den Mann, der es die Straße links hinunter um die Ecke bringt. Wohin?

Später. Es poltert im Haus und der kontrollierende Blick von der Fensterbank auf die Straße beweist: Es ist Feierabend. Die beiden Installateure verlassen das Haus, dies und das durch

die Tür in den Lieferwagen hineinwerfend, hineinstellend und – das wäre sonst sehr vermisst worden – heftiges Parklückenentwinken, Handzeichen, die Abstände zwischen verchromten und unverchromten Stoßstangen, Seitenspiegeln und Autoblech markieren. Nun fährt auch der Papierschneider mit seinem dieseldünen Mercedes aus dem Parkhaus davon.

Unterdessen ist der Opel verschwunden, aber sein Parkplatz wurde ebenso verkehrswidrig gegen die Fahrtrichtung von einem Passat eingenommen. Eine Frau steigt aus, geht zum Solarautomaten, zieht einen Parkschein, zum Auto zurück, Parkschein ins Auto, ein Kind aus dem Fond hervorgezogen, kleines Hüpfwesen an der Hand ... – ... wo bleiben die Politessen?

Folge 1 aus dem Roman-work-in-progress „Unvorhergesehene Seitwärtsbewegungen“.
24. Juli 2001 11.30 h begonnen, beendet 8. August 2001.

WINAND HERZOG, geb. 1949, lebt und arbeitet in Mönchengladbach. Zahlreiche literarische und literaturwissenschaftliche Veröffentlichungen, u. a.: „Keine Experimente!“ Untersuchungen zu Arno Schmidt: *Die Gelehrtenrepublik* (edition paroikia im Büro für Realitäts Design, Mönchengladbach 2010); *WolfsKreide. Gedichte zur Zeit* (edition paroikia, Mönchengladbach 2012); *Das zweite Programm. Arno Schmidt als Theaterautor und der Maler Eberhard Schlotter* (edition text + kritik, München 2012); zuletzt der Roman „Ochsentour“ (Büro für Realitäts Design, Mönchengladbach 2014).

Stephan Weidt

ORDNUNG AUS DEM WILLEN GOTTES

Der vergessene Erzähler Willy Kramp und der literarische Paradigmenwechsel in den 60er Jahren

Willy Kramp, Bernt von Heiseler, Emanuel Hirsch, Kurt Ihlenfeld, Ina Seidel, Jochen Klepper – vom evangelischen Glauben geprägte Verfasser anspruchsvoller Romane, Essays und Erzählungen, Schriftsteller der Zeit zwischen den Kriegen und der 50er Jahre vor allem. Ihre Bücher werden nicht mehr verlegt, obwohl manche von ihnen – Kramp zum Beispiel – hohe Auflagen erzielten. In der *Spiegel*-Bestsellerliste vom 19. Mai 1965 taucht sein Name auf: *Brüder und Knechte* heißt der Erfahrungsbericht, erschienen im heute nicht mehr existierenden Biederstein-Verlag. Darin schildert Kramp die Zeit seiner Kriegsgefangenschaft in einem sowjetischen Lager. *Der Spiegel* urteilte in seiner Ausgabe vom 11. August 1965 (nachdem das Buch also schon mehrere Monate in der Bestsellerliste stand): „Rechtschaffen, feinsinnig und ehrenwert“ – ein seltsam zurückhaltender Kommentar, der die Probleme widerspiegelt, die das Blatt mit dem bekennenden Christen Kramp hat. Befremdet konstatiert der Rezensent eine gewisse „Faszination durch militärisches Wesen“, von dem sich der Autor nicht immer lösen könne (Kramp stand den Widerständlern vom 20. Juli nahe – und der Bekennenden Kirche). Nach endlosen Verhören und zum Teil monatelanger Isolationshaft in einem dunklen, feuchten Kellerloch (der KGB hielt ihn irrtümlich für jemanden, der sich direkt an Kriegsverbrechen beteiligt hatte) kehrt Kramp 1950 nach Deutschland zurück. Da ist er 41 Jahre alt. Bevor er sich entschließt, nur noch vom Schreiben zu leben, leitet er für einige Jahre das Evangelische Studienwerk in Schwerte-Villigst.

Die katholischen Schriftsteller scheint nicht ganz das Schicksal ihrer evangelischen Kolleg(in)en ereilt zu haben. Reinhold Schneider, Werner Bergengruen, Gertrud von LeFort, Stefan Andres – es gibt Leser, die diese Namen zumindest schon einmal gehört haben. Hat das damit zu tun, dass das evangelische Lesermilieu, auf dessen Interesse ein Autor wie Willy Kramp noch selbstverständlich setzen konnte, rascher und gründlicher dem säkularen Zeitgeist zum Opfer fiel als das katholische? Das wäre eine eigene Debatte wert, die aber den Rahmen des vorliegenden Artikels sprengen würde. Fest steht, dass Mitte der 60er Jahre in mehrfacher Hinsicht ein literarischer Paradigmenwechsel stattfand. Sehr schön lässt sich das am Inhalt der Lesebücher für den Deutschunterricht illustrieren. Entstammte das Gros der darin vertretenen Autoren bis in die Mitte der 60er Jahre dem Kreis der sogenannten Inneren Emigration, jener Schriftsteller, die, obwohl keine Nazis oder Sympathisanten des Regimes, während der NS-Zeit in Deutschland geblieben waren, oder dem Dunstkreis völkischer Literatur, so regt sich jetzt erstmals Widerstand gegen eine Lektüreauswahl, die als idyllisierend, zu innerlich oder die Lebenswirklichkeit verfälschend empfunden wird. Das *Lesebuch 65* für den Unterricht an Realschulen, erschienen im Hermann Schroedel Verlag, würdigt erstmals die literarischen Emigranten, Autoren wie Brecht oder Tucholsky. Über die Gründe, die zu dieser Neufokussierung führten, ließe sich manches sagen. Fest steht, dass ihr im Laufe weniger Jahre der größere Teil der bis dahin die literarische Szene beherrschenden Autoren zum Opfer (und damit sehr rasch der Vergessenheit anheim-) fiel. Anfang der 50er Jahre konnte ein dem frisch ausgelieferten Buch von Kramp beigelegter Werbezettel diesen als deutsche Antwort auf – den heute noch populären – Graham Greene feiern: „Wenn man das Durchscheinen des Göttlichen in menschlicher Niedrigkeit beispielhaft gestaltet finden will“, zitiert das Faltblatt das *Deutsche Adelsarchiv* vom Oktober 1951, „braucht man wahrlich nicht mehr zu einem Graham Greene zu greifen.“ Und die *Deutsche Rundschau* zählt Kramp in ihrer Ausgabe vom Oktober 1951 „zu den großen Hoffnungen der jungen deutschen Erzählergeneration“. Das passt in eine Zeit, in der ein ausgewiesener katholischer, sich zu seinem christlichen Glauben bekennender Schriftsteller wie François Mauriac immerhin den Nobelpreis erhielt. Mitte der 60er Jahre aber warf die Studentenbewegung ihre Schatten voraus, das gesellschaftliche

Klima begann sich zu wandeln, die Auschwitzprozesse hatten die Gräueltaten des NS-Regimes zum ersten Mal einer Öffentlichkeit zu Bewusstsein gebracht, die bis dahin nichts davon hatte wissen wollen, und das Pendel der literarischen Kritik wie der gesellschaftlichen Würdigung begann zugunsten einer literarischen Avantgarde auszuschlagen, die für viele Vorgestrige in den Jahren nach dem Krieg eher im Ruf des „Vaterlandsverrats“ gestanden hatte, aus aktueller – und bis heute gültiger – Perspektive aber den Mut und die Konsequenz besessen hatte, ein Deutschland zu verlassen, in dem zu bleiben die Gefahr mit sich brachte, dass man sich – auf welche Weise auch immer – verstrickte.

Wir haben es hier mit einer Gemengelage aus politischen, „weltanschaulichen“ und literarischen Fragen zu tun. Ein Wandel des gesellschaftlichen Klimas, eine Neubewertung des Verhaltens mancher Schriftsteller der Inneren Emigration, denen man plötzlich zu große Nähe zum NS-Regime vorwarf, ein Säkularisierungsschub in der Gesellschaft ab Mitte der 60er Jahre und eine Neubewertung literarischer Leistungen (vor allem hatte hier die Gruppe 47 seit Jahren das Terrain bereitet): Dies alles zusammen führte dazu, dass Dutzende von Schriftstellern, die in der Zeit zwischen den Kriegen und in der ersten Nachkriegszeit mit Büchern von hohem literarischem Anspruch, geprägt von einem christlichen Weltverständnis, eine breite Leserschaft gefunden hatten, nun dem Vergessen anheimfielen, und zwar so gründlich, dass es dem Verfasser dieses Artikels möglich war, sich mehr als zwei Jahrzehnte intensiv mit Literatur zu beschäftigen, ohne den Namen Willy Kramps oder Jochen Kleppers auch nur gehört zu haben. Man kann es nicht anders sagen: Hier hat – und das hat seine eigene, bittere Ironie – so etwas wie eine moderne *damnatio memoriae* stattgefunden, eine Tilgung einst prominenter Namen und Bewusstseinsinhalte aus dem kollektiven gesellschaftlichen wie literarischen Gedächtnis.

Aber kann das nicht zurecht geschehen sein? Hat uns der Schriftsteller Willy Kramp heute tatsächlich noch etwas zu sagen?

Das kommt auf die Perspektive an. Kramp hat in Erzählungen wie *Die Prophezeiung* oder *Die Herbststunde*, in Romanen wie *Die Purpurwolke* oder etwa in seinem letzten Buch, der bewegenden „Chronik eines Kampfes“ *Wider die Krebsangst* eindrucksvoll unter Beweis gestellt, dass er ein großartiger Erzähler und ein – um hier das *Spiegel*-Wort noch einmal zu zitieren – „feinsinniger“ Chronist der Kämpfe des Menschen ist, der „Mühseligen und Beladenen“. Richtig ist aber, dass Kramp, wie es die Zeitschrift *Verkündigung und Forschung* in der Besprechung des frühen Romans *Die Fischer von Lissau* formuliert, „uns kein Chaos“ zeigt, „sondern eine Ordnung, die sich aus dem Willen Gottes aufbaut“. Wer diese – heute sicher viele Leser althergebracht anmutende – Voraussetzung nicht teilt, kann immer noch die Erzählkunst eines Schriftstellers genießen, der imstande war, seine Romane mit Sätzen wie diesen zu eröffnen: „Es war die Stunde des Sommernachmittags, da Himmel und Erde sich aus ihrer blinden, heißen Verschlingung lösen und – gleich Liebenden, die aus trunkener Umarmung erwachen – in vermehrter Klarheit jedes sein eigenes Wesen, seine eigene Gestalt zurückgewinnen.“ (*Die Purpurwolke*) Man kann das – die Methode, Naturvorgänge mit Bedeutung aufzuladen – altmodisch finden, aber wir alle sind Kinder jenes Paradigmenwechsels, von dem weiter oben die Rede war. Im Versuch, die Leistung der vergessenen Autoren jener Jahre zu würdigen, sollten wir unseren eigenen historischen Standort reflektieren.

Die Bücher von Willy Kramp sind nur antiquarisch erhältlich – das aber mühelos und zu günstigen Preisen (ZVAB, amazon u. a.)

STEPHAN WEIDT, geb. 1964, arbeitete nach einem Studium der Soziologie, Philosophie und Politikwissenschaft als Pressereferent und PR-Texter. Er lebt in Bonn und schreibt Lieder, Erzählprosa und Essays. 2012 veröffentlichte er einen essayistischen Erfahrungsbericht „Über das Scheitern“. Mehr unter www.liedpoet.de.

MILENAS TRAUM

Von den Mitlebenden hat kaum jemand Kafka so tief beeindruckt wie Milena Jesenská. „Sie ist ein lebendiges Feuer, wie ich es noch nie gesehen habe“, schreibt er über sie. In einem seiner leidenschaftlichen und zugleich hypochondrischen Briefe an sie nennt er, der fast Vierzigjährige, die 24jährige „Mutter“¹. Sie ist die erste, die seine Texte übersetzt (zuerst ‚Der Heizer‘, erschienen in einer tschechischen Literaturzeitschrift im April 1920). Aus der Übersetzertätigkeit ergibt sich der Briefwechsel mit dem Autor. Ihre eigenen Briefe an Kafka sind verloren. Was Milena Jesenská selbst für ein Mensch gewesen sei, aus eigenem Recht, nach eigenem Wesen, geht aus den literaturwissenschaftlichen Studien, die sich für sie als die Freundin eines großen Schriftstellers interessieren, zumeist nicht hervor. Die Neugierde der Germanistik ebbt mit dem Todesjahr Kafkas (1924) ab. Es gibt inzwischen – fast 120 Jahre nach ihrer Geburt – biographische Dokumente, Biographien, Briefausgaben und Sammelpublikationen, die Milena Jesenská selbst ins Licht rücken – eine Frau, in deren Leben die Beziehung zu Kafka nur eine Episode gewesen ist.

Unter den Feuilletons und Reportagen Milena Jesenskás aus den 20er und 30er Jahren sind bewegende Texte, so ihr Nachruf auf Kafka: „Er war scheu, ängstlich, sanft und gut, aber schrieb grausame und schmerzhaft Bücher. Die Welt sah er voller unsichtbarer Dämonen, die den ungeschützten Menschen vernichten und zerreißen. Er war zu hellichtig, zu weise, um leben zu können. [...] (Seine Bücher) sind voller trockenen Spotts und empfindsamen Erstaunens eines Menschen, der die Welt so klar gesehen hat, daß er das nicht ertrug und sterben mußte, denn er wollte nicht zurückweichen und sich wie andere in irgendwelche, wenn auch subjektiv ehrliche, unterbewußte intellektuelle Irrtümer retten. [...] (‚Der Prozeß‘) gehört zu den Büchern, die nach der Lektüre den Eindruck einer total erfaßten Welt hinterlassen, so daß man kein einziges Wort hinzuzufügen braucht. Alle seine Bücher schildern das Grauen heimlicher Mißverständnisse und unverschuldeter Schuld zwischen den Menschen.“²

Die Sammlung von Milena Jesenskás journalistischen Arbeiten ist unter dem Titel ‚Alles ist Leben‘ erschienen. Das Stichwort ‚Leben‘ bedeutet für sie vor allem Sympathie mit allem Lebendigen, das Mitfühlen mit anderen, die Empathie mit ihnen, den unbeirrten Willen, nicht in einer konformistisch-angepaßten Existenz zu erstarren. „In mir aber ist eine unbezwingbare Sehnsucht, ja eine rasende Sehnsucht, nach einem ganz anderen Leben, als ich es führe und als ich es wohl je führen werde, nach einem Leben mit einem Kinde, nach einem Leben, das der Erde sehr nahe wäre.“³

Jana Cerná, die einzige Tochter und eine der Biographinnen Milena Jesenskás, geboren 1928, hat ihre Mutter schon im November 1939 verloren, als diese als Mitglied einer privaten Widerstandsgruppe, die Juden und Systemgegnern zur Flucht über die Grenze nach Polen verholfen hatte, von der Gestapo in Prag verhaftet wurde.⁴ Vom moralischen Mut und der Ungebrochenheit Frau Jesenskás, davon, wie sie ihr Wesen unter den Bedingungen des Lagersystems behauptet hat, gibt Margarete Buber-Neumann Zeugnis: „Milena Jesenská verdient nicht nur Beachtung als Geliebte Franz Kafkas; sie selbst war eine faszinierende Persönlichkeit, ein Mensch, der sich in seiner Jugend über die bürgerliche Konvention hinwegsetzte und sich im Laufe eines schweren Lebens vom extremen Individualismus zur sozialen und politischen Verantwortung hin durchkämpfte. [...] Als Hitler die Tschechoslowakei okkupierte, begann Milena unter Einsatz ihres Lebens die am meisten Bedrohten zu retten. Sie verhalf Juden und tschechischen Landsleuten zur Flucht ins Ausland. Sie gab eine illegale Zeitschrift heraus und forderte zum Widerstand gegen die Unterdrücker auf. Nach kurzer Zeit wurde sie von der Gestapo verhaftet und starb im Jahre 1944 im Konzentrationslager Ravensbrück.“⁵

1938/39 schreibt Milena Jesenská für die Sache der Emigranten und der verfolgten Juden. Einer der letzten von ihr veröffentlichten Artikel trägt den Titel: ‚Prag, am Morgen des 15. März

1939'. Es ist der Morgen des Einmarsches der deutschen Truppen. „In uns schlummert ein ahnendes Wissen kommender Dinge, das nur übertönt wird durch Verstand, Willen, Wunschdenken, Angst, tägliches Getriebe und Arbeit. Sobald wir uns all dessen bis auf unser innerstes Gefühl entledigt haben, wird uns schlagartig klar: ich hab's ja gewußt. [...] Alle haben wir es geahnt. Und hätten wir auf unsere innere Stimme gehört, wenn wir allein zu Hause saßen oder matt in der Dämmerung erwachten, und hätten wir unsere Gefühle in Worte zu kleiden vermocht – Gefühle sind echter als die oft verzerrten bewußten Überlegungen – dann hätten wir sagen können: wir sehen es kommen. Doch in der Logik der Dinge liegt gleichzeitig ihre Unlogik. Auf irgendein einschneidendes Ereignis wartet jeder im Leben: Glück, Not, Krankheit, Hunger, Tod. Wenn es aber eintritt, erkennt er es nicht. Das einzige, was er weiß, ist, daß es sich seiner ganz bemächtigt, ohne ihm Zeit oder sonst eine Möglichkeit zum Handeln zu lassen.“ Demnach verdrängen wir unser Wissen über das, was kommen könnte, weil wir es sonst nicht aushalten würden. Aber es wäre besser, wenn wir es aushalten könnten; wir könnten Milena Jesenská zufolge menschlicher, hilfreicher sein, wenn wir auch unbewußtes Wissen zulassen und uns selber zugeben könnten. Sie berichtet davon, daß auf ein weinendes tschechisches Mädchen ein deutscher Soldat zugetreten sei und gesagt habe: „Aber Fräulein, wir können doch nichts dafür ...!“ und kommentiert: „In diesem einfachen, schrecklichen Satz liegt der Schlüssel zu allem. [...] Werden wir wirklich einmal nebeneinander leben – Deutsche, Tschechen, Franzosen, Russen, Engländer – ohne uns gegenseitig Leid anzutun, ohne uns hassen zu müssen, ohne uns Unrecht zu tun? Werden sich wirklich eines Tages die Staaten so verstehen, wie wir als einzelne uns verstehen können? Werden je die Grenzen zwischen den Ländern fallen, so wie zwischen uns, wenn wir uns näherkommen? Wie schön wäre es, das zu erleben!“⁶

¹ F. Kafka: Briefe an Milena, hg. von J. Born und M. Müller, Frankfurt am Main 1995, S. 136.

² M. Jesenská: ‚Alles ist Leben‘. Feuilletons und Reportagen 1919–1939, hg. und mit einer biographischen Skizze versehen von D. Rein, Frankfurt am Main 1984, S. 96f. – Zum 100. Geburtstag ist eine Briefausgabe erschienen: A. Wagnerová (Hg.): ‚Ich hätte zu antworten tage- und nächtelang.‘ Die Briefe von Milena, Mannheim 1996.

³ In einem Brief an Max Brod, zitiert bei M. Buber-Neumann: Milena, Kafkas Freundin, Frankfurt am Main 1985 (1. Aufl. 1963), S. 75.

⁴ J. Cerná: Milena Jesenská, deutsch von R. Fischer, Frankfurt am Main 1985. – Eine noch aussagekräftigere Biographie hat A. Wagnerová vorgelegt: Milena Jesenská. ‚Alle meine Artikel sind Liebesbriefe‘, Mannheim 1994. – 1940 wird Milena Jesenská ins deutsche Konzentrationslager Ravensbrück eingeliefert; dort stirbt sie am 17. Mai 1944. Die Gestapo-Akte ist veröffentlicht in: M. Jirásková: Kurzer Bericht über drei Entscheidungen. Die Gestapo-Akte Milena Jesenská, deutsch von K. Liedtke unter Mitarbeit von V. Krtil, Frankfurt am Main 1996.

⁵ Buber-Neumann: Milena (wie Anm. 3), S. 7. – Für M. Buber-Neumann war das Buch die Erfüllung eines Auftrags: „Ich kam in die Freiheit zurück und erfüllte Milenas Vermächtnis, schrieb unser Buch über die Konzentrationslager. Kurz vor ihrem Tode hatte sie mir einmal gesagt: ‚Ich weiß, daß wenigstens du mich nicht vergessen wirst. Mit dir darf ich weiterleben. Du sagst den Menschen, wer ich war, du bist mein milder Richter ...‘ Diese Worte gaben mir den Mut, die Lebensgeschichte Milenas aufzuzeichnen“ (S. 205).

⁶ Jesenská: Alles ist Leben (wie Anm. 2), S. 213–217.

NORBERT RATH ist Professor für Sozialphilosophie an der Fachhochschule Münster (Fachbereich Sozialwesen). Zu seinen Arbeitsgebieten gehören u. a. die Kulturtheorie und die Kritische Theorie.

Franz Hodjak
VIER GEDICHTE

PARIS SOWIESO

In memoriam Paul Celan

Es muß wieder sein,
Paris. Von den Friedhöfen
ein Grab, vor

dem ich stand, gleich
nachdem aus dem Fleisch
der Stacheldraht

sich löste. Einen Stein
von meiner Zunge

legte ich auf deinen Stein. Heb
deine jüdischen Augen

aus dem Staub, zu dem
du wurdest, blinze. Es mehren

sich die, welche lernen
zu sprechen, auch wenn
stets

etwas fehlen wird
von dem, was uns erreicht.

EINZUGSBEREICH

Hier fühlen sich
vor allem die Vögel wohl
und der Tod, man spricht
mit ihnen,

als gehörten
sie dazu, zum Tohuwabohu,

das die Gleise zu
entwirren versucht, und
Gedichte

sind wie Züge,
die hier

unplanmäßig
halten.

ST. PETRI-DOM SCHLESWIG

Man verliert nichts, wenn man geht.
Man geht,
weil man etwas verloren hat.
Man wechselt die Sprache,
aus der man übersetzt.
Einst
suchte ich das Leben, nun suche ich
Freunde unter den Toten.
Ist es falsch, hier
und jetzt an Stolzenburg zu denken?
Mit den wilden Kirschen
sind auch die Stare verschwunden.
Die Tage werden länger, die Sätze kürzer,
und der Stacheldraht ist so weit
weg, als hätte es ihn
nie gegeben.
Seit geraumer Zeit schon
baue ich mit Worten
an einem Teleskop, mit dem ich hoffe,
die Schönheit zu sehen.

ZEITARBEIT

Es war wie ein Aufbruch. Wir
tauschten die Träume, hinter denen

wir uns verbargen. Manchmal
war es Hoffnung, manchmal drehten

wir uns den Rücken. Etwas trieb mich
vor sich her, etwas ließ mich

weit hinter sich zurück. Um mir Halt
zu geben, reichte eine Sprache nicht aus.

Das Glück kam von selbst, das Recht
auf Trauer mußte man sich nehmen.

Daß wir gleich wären in unseren
Idealen, erwies sich als Täuschung.

FRANZ HODJAK, geb. 1944 in Hermannstadt (Rumänien), arbeitete nach dem Studium der Germanistik und Rumänistik als Verlagslektor. 1992 Übersiedlung in die Bundesrepublik. Lebt als freier Schriftsteller im hessischen Usingen. Lyrik, Erzählungen, Romane, ein Monodrama, Übersetzungen. Über 30 Buchveröffentlichungen, darunter auch Kinderbücher; zuletzt erschienen: Der Gedanke, mich selbst zu entführen, bot sich an. Gedichte. Mit Lithographien von Hubertus Giebe (Dresden 2013) und Das Ende wird Nabucco heißen. Erzählungen (Leipzig 2014). Zahlreiche Auszeichnungen, zuletzt: Siebenbürgisch-Sächsischer Kulturpreis (2013).

BÁNFFY, MIKLÓS: DIE SCHRIFT IN FLAMMEN **besprochen von Martin Schlemmer**

Seit einigen Jahren begegnen dem aufmerksamen Betrachter in Ungarn immer häufiger Spuren des Großungarn-Gedankens, werden entsprechende Aufkleber, Karten, CDs und DVDs, Keramik-Zierteller et cetera öffentlich wahrnehmbar angeboten: an Verkaufsständen in Urlaubsregionen, etwa am Balaton, in Buchhandlungen, in Verkaufsshops – nicht selten der Rechtsaußen-Partei Jobbik nahe stehend –, in handwerklichen Verkaufsläden, ja selbst in Abteilungen der Unterhaltungselektronik großer Kaufhäuser und Discounter.

Einen besonderen Stellenwert nimmt dabei die heute zu Rumänien gehörende Region Siebenbürgen/ Erdély/ Transsilvanien ein. Diese Tatsache liegt nicht zuletzt darin begründet, dass Siebenbürgen nicht nur historisch gesehen eine eminente Bedeutung für das ungarische Selbstverständnis hat, sondern dass auch heute noch eine stattliche Zahl ungarischsprachiger Menschen in Siebenbürgen lebt, die in vielen Ortschaften die Mehrheit der Einwohner stellt. Weiters sind die Wunden, welche der Trianon-Vertrag schlug, noch immer – oder wieder – aktuell.¹

Ohne an dieser Stelle auf die aktuelle politische Situation in Ungarn, insbesondere die bis in die Gegenwart immer wieder für Schlagzeilen sorgende Minderheiten-Frage, eingehen zu können, lässt sich vor dem skizzierten Hintergrund festhalten, dass ein gewichtiges Werk zur Geschichte Siebenbürgens in der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts aus der Feder des ehemaligen ungarischen Außenministers Bánffy Miklós (1873–1950) zur rechten Zeit in einer deutschsprachigen Taschenbuchausgabe vorgelegt wird. Es handelt sich um den 1934 erstmals erschienenen Roman „Die Schrift in Flammen“.

Im Vordergrund stehen die Bemühungen der beiden siebenbürgisch-ungarischen adeligen Cousins Abády Bálint und Gyeröffy László um die Partnerin ihrer Träume, bei Bálint um die unglücklich verheiratete junge Mutter Milóth Adrienne (genannt „Addy“), bei László um die von ihrer Stiefmutter – seiner Tante – einer „besseren Partie“ zuge dachte Kollonich Klára.

Viele Aspekte finden in Bánffys Werk Berücksichtigung, die dem Leser einen Einblick in die damaligen Verhältnisse gewähren – zumindest, wie diese seitens des ungarisch-siebenbürgischen Adligen Bánffy wahrgenommen wurden respektive wiedergegeben werden. Gepflogenheiten in der Gesellschaft des ungarischen, insonderheit des siebenbürgischen Adels, darüber hinaus des Establishments der K. u. K.-Monarchie, beispielsweise auf dem Gebiet des Sports, der Jagd, der Musik, der gesellschaftlichen Anlässe und Feste – Empfänge, Bälle etc. –, werden aus der Sicht des „Insiders“ präsentiert, ohne dass dies jemals zu einer trockenen Angelegenheit geriete. Wie Bánffy ein Rendezvous bei Mondschein und Blick über die Siebenbürger Heide schildert, hat etwas Bestechendes, keinerlei Anzeichen des Trivialen oder des Abdriftens in literarischen Kitsch. Auch die politischen und ethnischen Irrungen und Wirrungen in der Doppelmonarchie nach dem Ausgleich von 1867, in „Kakanien“, zeichnet Bánffy gleichsam beiläufig, aber dennoch minutiös nach.

Die Partei einer absoluten Obstruktionshaltung im Parlament – die in der cisleithanischen Reichshälfte ihr Pendant in der Obstruktionspolitik der tschechischen Parlamentarier hatte –, die Intrigen gegen Ministerpräsident Tisza von verschiedenen politischen Lagern, die sich abzeichnenden, von den ungarischen Protagonisten gefürchteten und vehement abgelehnten Zentralisierungstendenzen des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand von Habsburg-Este scheinen ebenso auf wie die Spannungen zwischen den verschiedenen Ethnien, insbesondere zwischen ungarischer Oberschicht und rumänischer Bevölkerungsmehrheit.²



Schloss Festetics in Keszthely, Komitat Zala, Westtransdanubien, Ungarn.

Augenscheinlich wird des Weiteren der Kontrast zwischen Stadt und Land, zwischen Zentrum und Peripherie. Auf dem Lande bestimmen Kutschen und Kaleschen das Bild, während in Budapest schon Straßenbahnen und elektrische Straßenbeleuchtung Einzug gehalten haben. Wenn Bánffy im Rahmen der Beschreibung eines adeligen Landsitzes beiläufig den Übergang von der französischen zur englischen Gartenarchitektur erwähnt, scheint es, als habe er die kurze Zeit zuvor entstandenen Ausführungen von Szerb Antal vor Augen³. Meisterhaft gerät Bánffys Schilderung der Szenerie des Jüngsten Gerichts in einer rumänisch-orthodoxen Kirche im siebenbürgischen Hochgebirge, welche die Spannungen zwischen den Volksgruppen zum Ausdruck bringt: Die „[r]iesige[n], schauerhaft fratzenhafte[n] Satane“ verschlingen die Sünder, die eindeutig als Ungarn zu identifizieren sind, während die „Gerechten“, allesamt Rumänen, von Engeln „ins Reich des Heils“ geleitet werden (S. 272). Die rumänische Volksgruppe der Motzen findet bei Bánffy ebenso Erwähnung wie die Tatsache, dass die Dienstleute des Hochgebirgsguts der Abádys in Béles vornehmlich Rumänen sind, während deren Vorgesetzte, Forstverwalter und Vizeförster, der ungarischen Bevölkerungsgruppe angehören. Man glaubt an solchen Stellen nicht nur Humor, sondern auch ein gerüttelt Maß Selbstironie heraushören zu können.

Der Leser erfährt mithin viel über die gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Situation Ungarns und Siebenbürgens um die Zeit der Jahrhundertwende: Abády hegt für die hoffnungslos veraltete und unökonomische Forstwirtschaft in den Wäldern des Hochgebirges Reformpläne, mit Betriebsplan, Dampfsäge und einer grundlegenden umfassenden Modernisierung; um die Komitatswahlen herum kommt es zu Absprachen und Intrigen, (18)„48-er“ und „67-er“ – also Befürworter des Ausgleichs zwischen Österreich und Ungarn von 1867 – konkurrieren miteinander, vereint lediglich in der Ablehnung der als zu habsburgfreundlich geltenden Regierung von Tisza; die Hautevolee pilgert u. a. zum Kuren nach Meran, feiert an Fasching rauschende Bälle in Klausenburg, diskutiert die Mode der Debütantinnen – wenn sie sich nicht tödliche Säbelduelle zur Wiederherstellung der verletzten persönlichen Ehre liefert.

Bánffy entwickelt zwischen Fasanenjagd und steifem Frackhemd mit selbst gebundener Schleife nicht nur die Charaktere seiner Figuren vortrefflich, er spiegelt ebenso anschaulich die politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten zumindest des östlichen Teils der K. u. K.-Monarchie. So erringen schließlich die Regierungsgegner der radikalen „48-er“ und der gemäßigten „67-er“ die Mehrheit im Budapester Abgeordnetenhaus, während die Vertreter der nationalen Minderheiten – Rumänen, Serben, Slowaken – im übertragenen wie im wortwörtlichen Sinne im Abseits des Parlamentes bleiben.

Parallelen zu den Verhältnissen in anderen europäischen Regionen – zum Beispiel Elsass-Lothringen – drängen sich bei allen Unterschieden auf: hier die Anhänger einer strikten „Obstruktion“, dort die intransigente Partei des „Protestes“ und der totalen Verweigerung, jeweils der gesamtstaatlichen Minderheit und regionalen Bevölkerungsmehrheit angehörig (dies gilt für Ungarn und Teile Siebenbürgens, dessen Einwohner ansonsten schon damals mehrheitlich Rumänen waren); zwischen diesen und den Anhängern der jeweiligen Regierung bzw. des jeweiligen Herrscherhauses lavieren gemäßigte Autonomiebefürworter und unabhängige Kandidaten wie Bálint.

Kurzum: Da das Buch, im Übrigen der erste Teil einer Trilogie, auch vom Umfang her genügend „Nahrung“ bietet, ist dies für alle an der Geschichte (Ost-)Mitteleuropas Interessierten eine lohnende Lektüre. Die trügerische Ruhe vor dem Sturm von 1918 mag dabei für den Mangel an meteorologischen Kalmenzonen in den Ländern der Doppelmonarchie aufkommen.

¹ Vgl. hierzu etwa Rubicon. Történelmi Magazin [Rubicon. Geschichtsmagazin] 2014/6, insonderheit die Beiträge von Szarka László, Pallas Lajos, Vizi László Tamás.

² Vgl. zu den politischen, ethnischen und konfessionellen Implikationen Lengyel, Zsolt K./ Wien, Ulrich A. (Hrsg.), Siebenbürgen in der Habsburgermonarchie. Vom Leopoldinum bis zum Ausgleich (1690–1867) (= Siebenbürgisches Archiv, Bd. 34), Köln, Weimar, Wien 1999.

³ Vgl. Szerb, Antal, Präromantik (Jean-Jacques Rousseau) [1929], in: Ders., Gedanken in der Bibliothek. Essays über die Literaturen Europas, ausgewählt und übertragen von András Horn, Basel 2011, S. 155–173, hier S. 156, der sich an dieser Stelle mit dem „eigentümliche[n] Modewechsel“ in der Gartenkunst befasst.

Bánffy, Miklós, Die Schrift in Flammen, aus dem Ungarischen und mit einem Nachwort von Andreas Oplatka, vollständige Ausgabe München: dtv 2014, ISBN 978-3-423-14320-2, 800 Seiten, 18,90 Euro. Gebundene Ausgabe: Wien: Paul Zsolnay Verlag 2012. Titel der Originalausgabe: Megszámláltattál, Budapest 1934.

MARTIN SCHLEMMER, geb. 1975, promovierter Historiker, ist Archivar im Landesarchiv Nordrhein-Westfalen (Duisburg).

themenschwerpunkt
Island



DER TOD DES GEÄCHTETEN GRETTIR (aus der *Grettis saga*)

[...] Von Grettir ist nun zu erzählen, daß er so krank war, daß er kaum auf den Füßen stehen konnte. Illugi wachte über ihm, und Glaum sollte aufpassen. Er brummte immer und sagte, sie glaubten ständig, den Tod vor Augen zu haben, obwohl doch nichts geschehen wäre. Er ging nur höchst widerwillig aus der Hütte. Und als er an die Leiter kam, dachte er bei sich, er wolle sie nicht in die Höhe ziehen. Er wurde schläfrig, legte sich hin und schlief den ganzen Tag, bis Thorbjörn nach der Insel kam. Sie bemerkten sogleich, daß die Leiter nicht in die Höhe gezogen war.

Da sprach Thorbjörn: „Irgendeine Veränderung muß hier vorgekommen sein, da niemand zu sehen ist, und die Leiter liegt gleichwohl am Boden. Kann sein, daß sich größere Dinge auf unserer Reise begeben, als wir anfangs angenommen haben. Nun wollen wir nach der Hütte hinaufgehen und tapfer zu Werke gehen. Das wissen wir gewiß, daß wir alle unsere Kräfte anspannen müssen, wenn sie gesund sind.“

Sie gingen die Insel entlang und blickten sich um und sahen nahe beim Aufgang einen Mann liegen, der laut schnarchte. Thorbjörn kannte Glaum, ging zu ihm, schlug ihm mit dem Schwertgriffe ans Ohr und befahl dem Kerl aufzustehen: „Der ist in Wahrheit schlecht bestellt, der dir sein Leben anvertraut!“

[...] Viele ließen ihn [Glaum] harte Worte hören wegen seiner Unzuverlässigkeit, sie prügelten ihn halbtot und ließen ihn da liegen; dann gingen sie nach der Hütte hinauf und klopfen fest gegen die Tür.

Da sprach Illugi: „Graubauch [der zahme Widder der Brüder] stößt gegen die Tür, lieber Bruder.“ „Und er stößt ziemlich kräftig,“ antwortete Grettir. In diesem Augenblicke ging die Tür in Stücke. Illugi sprang nach seinen Waffen und verteidigte die Tür, so daß sie nicht hinein konnten. Sie kämpften lange; aber sie konnten keine andern Waffen gebrauchen als Spieße, die schlug Illugi alle von den Schäften ab. Und als sie sahen, daß sie so nichts ausrichteten, sprangen sie auf die Hütte und rissen das Dach ab. Da richtete sich Grettir auf die Füße, ergriff einen Speer und stach damit durch die Dachbalken. Da stand gerade Kar, der Knecht Halldors von Hof, und er wurde sogleich durchbohrt. Thorbjörn gebot ihnen vorsichtig zu sein und gut aufzupassen: „Denn wir können sie überwältigen, wenn wir mit Überlegung zu Werke gehen.“

Sie brachen nun das Dach an den Balkenenden ab und stemmten sich mit aller Kraft gegen den Balken, bis er entzwei brach. Grettir lag auf den Knien und konnte sich nicht erheben. Er ergriff das Schwert Karsnaut. In demselben Augenblicke sprangen sie in die Hütte hinab, und nun entstand ein heftiger Kampf. Grettir schlug mit dem Schwerte nach Vikar, einem aus dem Gefolge des Hjalti Thordarson, und traf ihn an der linken Schulter, gerade als er in die Hütte sprang; er zerschnitt ihm schräg die Schulter bis zur rechten Hand, spaltete den Mann so in zwei Teile, und der Körper stürzte in zwei Stücken auf Grettir. Darum konnte er sein Schwert nicht so schnell schwingen wie er wollte, und inzwischen stach ihn Thorbjörn mitten durch die Schultern, und das war eine tiefe Wunde.

Da sprach Grettir: „Bloß ist jeder im Rücken, der keinen Bruder hat.“ Illugi warf einen Schild über ihn und verteidigte ihn tapfer, daß alle seine Tapferkeit rühmten.

Grettir sprach zu Thorbjörn: „Wer wies euch den Weg hierher nach der Insel?“

Thorbjörn antwortete: „Christus wies uns den Weg.“

„Ich glaube,“ sagte Grettir, „daß es die elende Alte, deine Zieh Mutter, war, die euch gewiesen hat, denn auf ihren Rat vertraust du.“

„Es kommt für euch auf eins heraus,“ antwortete Thorbjörn, „auf wen wir vertrauen.“

Sie griffen heftig an; Illugi verteidigte sie beide tapfer; aber Grettir war völlig kampfunfähig wegen seiner Wunde und wegen seiner Krankheit.

Thorbjörn befahl, Illugi zwischen die Schilde zu klemmen. „Denn ich habe niemals einen seinesgleichen gefunden, selbst nicht unter älteren Kämpfern.“

Sie taten so und drängten ihn so mit Balken und Waffen, daß er sich nicht mehr wehren konnte. Endlich bekamen sie ihn in ihre Gewalt und hielten ihn fest. Den meisten, die an diesem Angriffe beteiligt waren, hatte er eine Wunde beigebracht und drei aus Thorbjörns Gefolge getötet. Darauf gingen sie zu Grettir. Er war vornüber gefallen. Widerstand leistete er nicht mehr, denn er war schon dem Tode nahe durch die Wunde am Fuße; das ganze Bein bis zu den Weichen war in Eiter übergegangen und zerfressen. Sie versetzten ihm viele Wunden, aber sie bluteten wenig oder gar nicht. Da sie dachten, er wäre tot, griff Thorbjörn nach dem Schwert und sagte, er hätte es lange genug getragen. Aber Grettir hielt den Griff fest umklammert, und seine Finger ließen nicht los. Viele traten hinzu, aber sie richteten nichts aus. Zuletzt packten acht Mann zu, aber vergebens.

Da sprach Thorbjörn: „Warum sollen wir dem Waldmann Schonung zeigen? Legt die Hand über einen Balken!“

Und als das getan war, hieben sie ihm die Hand am Gelenk ab. Da streckten sich die Finger aus und ließen den Griff los. Thorbjörn nahm das Schwert mit beiden Fäusten und schlug es in Grettirs Kopf. Es war ein so gewaltiger Hieb, daß das Schwert es nicht aushielt und ein Stück von der Schneide abbrach. Und als sie das sahen, fragten sie, warum er eine so kostbare Waffe verdürbe.

Thorbjörn antwortete: „So ist sie leichter zu erkennen, wenn nach ihr gefragt wird.“

Sie sagten, es wäre nicht nötig, denn der Mann wäre bereits tot.

„Doch soll er noch mehr haben!“ sagte Thorbjörn.

Darauf schlug er zwei oder drei Hiebe nach Grettirs Hals, ehe der Kopf vom Körper getrennt wurde.

„Nun weiß ich bestimmt, daß Grettir tot ist! Wir haben einen gewaltigen Helden getötet!“ rief Thorbjörn. „Wir wollen seinen Kopf mit uns in das Land nehmen, denn ich will nicht das Geld verlieren, das auf seinen Kopf als Preis gesetzt ist; dann können sie nicht leugnen, daß ich Grettir getötet habe.“

Sie überließen ihm die Entscheidung, aber es gefiel ihnen nicht recht, weil alle meinten, er hätte sich wenig ehrenhaft benommen.

Dann sprach Thorbjörn zu Illugi: „Großer Schade ist es um einen so tapfern Jüngling, wie du bist, daß du so unverständig gewesen bist, an den bösen Taten dieses Ächters teilzunehmen und dich dem auszusetzen, daß du getötet wirst, und daß für dich keine Buße gezahlt wird.“

Illugi antwortete: „Wenn das Allthing im Sommer vorbei ist, dann weißt du, wer friedlos erklärt wird. Weder du noch die Alte, deine Ziehmutter, werden in dieser Sache richten, denn eure Zauber- und Hexenkünste haben Grettir getötet, und zu der Hexerei habt ihr die größte Neidstat hinzugefügt, indem ihr das Schwert gegen den dem Tode nahen Mann gezückt habt.“
[...]

Zitiert nach: Die Geschichte von dem starken Grettir, dem Geächteten. Übertragen von Paul Herrmann (Thule. Altnordische Dichtung und Prosa Bd. 5), Düsseldorf/ Köln 1963 (Neuausg.), S. 214–218.

IMITATION UND WANDLUNG. ÜBER DIE PRODUKTIVE REZEPTION DER ISLÄNDISCHEN SAGAS

In Anbetracht seiner Lage, Größe und Bevölkerungszahlen ist Island ein erstaunlich präsent Land, das sich auch schon vor der touristischen Erschließung unter Künstlern und Gelehrten eines großen Interesses erfreute. Die Sagas – neben den eddischen Dichtungen der populärste Teil der mittelalterlichen Literatur Islands – haben als kultureller Dauerexport seit Jahrhunderten an der Vermittlung des Wissens von und über Island entscheidend mitgewirkt. Viele Bilder vom ‚archaischen Norden‘, die auch heute noch Bestand haben, sind von ihnen geprägt worden. Und schon lange vor der Frankfurter Buchmesse 2011, bei der Island als Gastland seiner literarischen Tradition großen Raum gab, sind die zumeist bäuerlichen Helden des mittelalterlichen Islands zentrale Instanzen der Kulturvermittlung gewesen. Vor allem die in viele Sprachen der Welt übersetzten *Íslendingasögur* (dt. Isländersagas) haben zumindest in den letzten zwei Jahrhunderten eine beständige Leserschaft gefunden und stets das Bewusstsein für den entlegenen Inselstaat und seine reiche literarische Überlieferung wach gehalten. Die im 13. und 14. Jahrhundert aufgezeichneten Geschichten von Egill, Gísli, Grettir, Njál und anderen bemerkenswerten Figuren haben dabei eine vielfältige Rezeption erfahren, die über Lektüre, Übersetzung und Nacherzählung weit hinausgeht.

Als verwandte Gattung sind zunächst die isländischen *Rímur* zu nennen: Reimgedichte, die hauptsächlich auf Grundlage des Stoff-, Motiv- und Figureninventars der Sagas beständig lyrische Neubearbeitungen hervorgebracht haben, bei denen nicht ohne weiteres zu entscheiden ist, wo die noch kontinuierliche, ‚lebendige‘ Tradition aufhört und die wiederbelebende Imitation anfängt. Im 20. Jahrhundert haben die *Rímur* besonders durch Sveinbjörn Beinteinsson (1924–1993) auch außerhalb Islands an Popularität gewonnen, die durch das Schaffen u. a. von Steindór Andersen (*1954), der international besonders durch seine Zusammenarbeit mit der isländischen Post Rock-Band Sigur Rós bekannt wurde, aufrecht erhalten und vielleicht sogar ausgebaut wird. Gegenüber diesen eindeutig positiven Bezügen auf die eigene literarische Überlieferung zeigt sich im Werk des Nobelpreisträgers Halldór Laxness (1902–1998) ein deutlich distanzierterer und durchaus kritischer Umgang mit den Sagas. Vor allem in seinem Roman *Gerpla* (1953, dt. Die glücklichen Krieger), eines Pastiches, der sich aus *Fóstbræðra saga* und *Heimskringla* speist, wird die stilistische Imitation bei gleichzeitiger Kritik an fragwürdigem Heldentum und ebensolcher Heiligenverehrung deutlich. Einen ähnlichen Zugriff auf die Sagas hat Einar Kárason (*1955) in seinen Romanen *Óvinafagnaður* (2001, dt. Feindesland) und *Ofsi* (2008, dt. Versöhnung und Groll) gewählt, die ebenfalls auf bekannte mittelalterliche Stoffe und Figuren zurückgehen, um auch hier mit Erzählverfahren des modernistischen Romans kontrastiert zu werden.

Aber das ist nur ein Ausschnitt der in vielen Teilen der Welt rezipierten isländischen Erzählungen. Denn auch anderswo blieb es nicht immer bei der wohlwollenden Lektüre der kanonischen Sagas um Egill, Gísli und Grettir, sondern diese wurden selbst oft zum Ausgangspunkt weiterer literarischer Kreativität. Vor allem in den skandinavischen Ländern und Deutschland ist eine Vielzahl an Übersetzungen, Umdichtungen, Nacherzählungen und produktiven Fortschreibungen entstanden. Die *Frithiofs saga* (1825) des schwedischen Geistlichen Esaias Tegnér, die auf eine Vorzeitsaga gleichen Namens zurückgeht, hat wie vielleicht kein zweiter Text des 19. Jahrhunderts die Phantasien vom ‚Norden‘ beflügelt. Bis zum letzten deutschen Kaiser Wilhelm II., der sich im Privaten gerne Frithjof nennen ließ und dem norwegischen König Haakon VII. 1913 eine Frithjofstatue verehrte, ist die Begeisterung für Tegnér's Adaption feststellbar.

Demgegenüber sind die dramatischen Skizzen, die der deutsche Romantiker Friedrich de la Motte-Fouqué nach Szenen aus der *Egils saga* verfasst hat, weitestgehend resonanzlos geblieben. Obwohl die altnordische Literatur gerade durch einige seiner Zeitgenossen wie Karl



Lachmann oder Friedrich Heinrich von der Hagen, dessen mehrbändige Reihe *Nordische Heldenromane* (ab 1814) mehrere Auflagen erlebte, im deutschen Sprachraum bekannt gemacht wurde. Erst ein Jahrhundert später machte sich auch das Interesse für zeitgenössische Adaptionen bemerkbar, nachdem die Sagas durch Arthur Bonus' *Isländerbuch* und die insgesamt 24-bändige Reihe der *Sammlung Thule* weitreichende Bekanntheit erlangt hatten. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beziehen sich vor allem völkische Autoren im Bereich des Heimat- und Bauernromans auf die Sagas, die ebenso wie Knut Hamsun und dessen Nobelpreis-Roman *Markens Grøde* (dt. Segen der Erde, 1917) paradigmatische Bedeutung für ihr Schreiben angenommen hatten. Denn wie auch in Hamsuns späteren Texten lässt sich eine naturverbundene, bäuerliche Lebensweise von vermeintlich ‚einfachen‘ Menschen mit einfachen Problemen beobachten, die diese tatkräftig und autark zu lösen versuchen. Völkische Literatur richtet sich dabei gegen die Erscheinungsformen der kapitalistisch dynamisierten Moderne und einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft. Gegenüber der vorwiegend negativ wahrgenommenen Gegenwart nimmt mittelalterliche Literatur im Allgemeinen eine Spiegelfunktion an, um über das Gegenbild einer geschlossenen Welt- und Werteordnung ein verloren geglaubtes Ideal zu konstruieren.

Island im Besonderen wird durch die Sagas in diesem Zusammenhang zum Projektionsraum für Vorstellungen von Ursprünglichkeit und Unverfälschtheit. Zahlreiche zu ihrer Zeit prominente Autoren haben in diesem Geiste den Anschluss an die Gattung gesucht: Hans Grimms *Die Olewagen-Saga* (1918) verlegt den Bewährungskampf der Bauern in die deutschen Kolonien, die nach dem Vorbild der Landnahme, wie sie in den Isländersagas wiederholt erzählt wird, Neuland erschließen. In einem späteren Vorwort hat Grimm seinen Text noch deutlicher in die Tradition des „Wirklichkeitsberichts“ der Saga gestellt und sich erhofft, dass er in ähnlicher Weise laut gelesen und weitererzählt werde. In seinem großen Bestseller-Roman *Volk ohne Raum* hat Grimm verschiedene dieser Motive fortgeführt. Hans Friedrich Blunck, der erste Vorsitzende der Reichsschrifttumskammer, hat mit *Die Urväter-Saga* (1934) einen Ursprungsmythos der germanischen Kultur generiert, deren vermeintliches Blut- und Geisteserbe er von der Steinzeit bis

ins 20. Jahrhundert nachverfolgt. Will Vespers Roman *Das harte Geschlecht* (1931) geht zwar auf die *Króka Refs saga* und damit einen konkreten Prätext zurück, verschweigt diese Abhängigkeit allerdings. Was Vespers Text von einer bloßen Nacherzählung unterscheidet, ist die ideologische Einbettung der Erzählung in völkische Kategorien, die den Roman eröffnen und beschließen. So ist hier anfangs zu lesen, es sei „unser eigenes Blut, das auch in jenen Zeiten in den Herzen der Menschen floß und lebte“, um die Figuren der Saga mit dem deutschen Lesepublikum der dreißiger Jahre zu verknüpfen. Dieser Anschluss wird über strukturelle Parallelen verstärkt, die den Protagonisten Ref als individuelles Vor-Bild der ‚zuspätgekommenen‘ deutschen Nation erscheinen lassen. Vespers Roman steht damit ebenso wie Grimms und Bluncks Sagas im Rahmen eines kulturpolitischen Projekts, um die Konstruktion einer historisch ungebrochenen Genealogie über mutmaßliche Blutsbande vom Island des 10. Jahrhunderts ins Deutschland der 1930er Jahre zu begründen.

Ganz anders hingegen stehen Ernst Jüngers Aneignungen von Saga-Elementen nicht im Dienste einer kollektiven Kulturkonstruktion. Als begeisterter Leser hat Jünger in vielen Werken Bezüge zu seinen favorisierten Sagas hergestellt. Bereits für sein literarisches Debüt, das Kriegsbuch *In Stahlgewittern*, hat er später behauptet, dass er den Titel „bei Egill“ gefunden habe. Auch im Roman *Besuch auf Godenholm* und dem Essay *Der Waldgang* der frühen fünfziger Jahre verwendet Jünger Namen, Begriffe und Motive aus den Sagas, vornehmlich um distinktiv an der Konturierung seiner geschichtsphilosophischen ‚Gestalten‘-Lehre zu feilen, in der dem Waldgänger eine besondere Stellung zukommt. Dieser ist expressis verbis aus dem Vokabular der Sagas übernommen, in denen Gísli und Grettir die bekanntesten Beispiele des skóggangsmáður (dt. Waldgangsmann, ein Geächteter, in die Einöde Verbannter) sind. Aber auch die Konzepte anderer ‚Gestalten‘, des Kriegers und des Anarchen, entwirft Jünger mit eindeutigen Bezug auf die *Egils* bzw. die *Grettis saga*, während er auf eine weiterreichende Imitation von allgemeinen Gattungsmerkmalen der Saga gemäß seiner Rezeptionspragmatik verzichtet: „Die Kunst liegt in der Wandlung, nicht in der Nachahmung.“ In einem späten Roman gerät Grettir abschließend zu einer Symbolfigur, der in der dystopischen Welt von *Eumeswil* ein Denkmal gesetzt wird – als Monument in einer Zeit, die dergestalt als post-historisch entworfen wird, dass alle Geschichte in ihr bereits abgeschlossen ist.

Im Vergleich der isländischen mit der internationalen Rezeption vor allem des 20. Jahrhunderts fällt auf, dass das vielleicht zu erwartende Muster kultureller Aneignung interessanterweise nicht aufgeht – das ‚Eigene‘, die Überlieferung der Literatur in ‚eigener‘ Sprache, die die ‚eigene‘ Geschichte erzählt, wird von isländischen Autoren vielfach einer kritischen Reflexion unterzogen und in der literarischen Reproduktion ironisiert und dadurch relativiert. Demgegenüber zielen die Aneignungsprozesse, die in den Romanen deutschsprachiger Autoren zu erkennen sind, darauf ab, das vermeintlich Verwandte, aber ganz gewiss nicht ‚Eigene‘ eben genau als dieses erscheinen zu lassen. Besonders in der ersten Jahrhunderthälfte wurde Island von vielen als der mythische Ursprung aller germanischen, und damit auch deutschen Kultur angenommen; eine in diesem Geiste verfasste Literatur stellt sich damit in eine authentische Nachfolge der mittelalterlichen Sagas, um diese als zeitgemäße Erzählform wiederzubeleben.

Allerdings hat sich der Begriff Saga abseits völkischer Vereinnahmungen zunehmend selbstständig und wurde neben dem Rekurs auf eindeutige literarische Texte des Mittelalters für ein breites Spektrum von Erzählungen verwendet. Zunächst haben populäre mehr-generationale Familienromane – etwa Selma Lagerlöfs *Gösta Berlings saga* (1891) oder John Galsworthys *Forsyte-Saga* (1906–1921) – dazu beigetragen, dass sich das Bedeutungsspektrum erweitert hat. Mittlerweile aber ist die ehemals eindeutige Gattungszuschreibung ‚Saga‘ zu einem beliebigen Label geworden, das nahezu jeder Form seriellen Erzählens im weitesten Sinne angeheftet werden kann. Wiesen mehrteilige Erzählungen wie *Lord of the Rings*, *The Godfather*, *Star Wars* oder *Twilight* zumindest noch einige gemeinsame Attribute auf wie einen zentralen, fehdartigen Konflikt, mit dem die Bedeutung von Generationalität eng verknüpft war, so hat sich der Begriff in jüngster Zeit vollkommen von seinem isländischen Ursprung gelöst. Das endlose strategische Rotieren bunter Spielsteine, durch das sich derzeit zahlreiche Facebook-Spiele weltweit unheimlich großer Beliebtheit erfreuen, ist schwerlich noch als Rezeptionszeugnis zu identifizieren, auch wenn *Candy Crush*, *Farm Heroes* oder *Bubble Witch* ausdrücklich als *Saga* in diese literarische Traditionslinie eingeschrieben werden.

Einige Literaturhinweise:

Felix Niedner/ Gustav Neckel (Hrsg.), *Thule. Altnordische Dichtung und Prosa*, 24 Bände, Jena 1911–1930.

Klaus Bödl/ Andreas Vollmer/ Julia Zernack (Hrsg.), *Die Isländersagas in 4 Bänden mit einem Begleitband*, Frankfurt a. M. 2011.

Klaus Bödl/ Andreas Vollmer/ Julia Zernack (Hrsg.), *Isländersagas. Die Neuübersetzung*, Frankfurt a. M. 2014 (Fischer Taschenbuch).

Maria Winkler, *Isländersagas und ihre Übersetzungen: ein Beitrag zu den Themen Translation und Rezeption von Sagaliteratur im deutschsprachigen Raum von den Anfängen im 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bern u. a. 1989 (Wiener Arbeiten zur germanischen Altertumskunde und Philologie 32).

Julia Zernack, *Geschichten aus Thule – Isländersagas in Übersetzungen deutscher Germanisten*, Berlin 1994 (Berliner Beiträge zur Skandinavistik 3).

Niels Penke, *Ernst Jünger und der Norden. Eine Inszenierungsgeschichte*, Heidelberg 2012 (Frankfurter Beiträge zur Germanistik 51).

NIELS PENKE, geb. 1981, studierte Germanistik, Philosophie und Skandinavistik in Braunschweig und Göttingen. Germanistische Promotion bei Heinrich Detering über Ernst Jünger und den Norden (s. o.). Derzeit Forschungstipendiat der Fritz Thyssen Stiftung. Neben Horror und Phantastik, Ernst Jünger und der Literatur der Jahrhundertwende gehört auch die Saga-Rezeption zu seinen Arbeitsschwerpunkten.

LEG DICH NICHT MIT IHNEN AN!

Einmal streckte er sich noch hinter dem Lenkrad, dann trieb ihn die Vorfreude auf den frischen Bürokaffee an. Kaum hatte Toralv die Tür seines klapprigen Land Rovers geschlossen, hörte er lautes Hupen. Er sah sich um. Aus dem Fenster des mit quietschenden Reifen auf den Parkplatz hereinstürmenden Mercedes SLK winkte sein Kollege Søren.

Toralv blieb stehen und wartete, bis der korpulente Mann sich aus seinem Gefährt gezwängt hatte. Nein, Søren war nicht bloß korpulent, er war fett. Da halfen auch teure Maßanzüge und schweißunempfindliche Hemden nichts.

„Schicker Wagen“, nickte Toralv anerkennend.

„Ja, ist er, und deshalb müssen wir beide uns sofort unterhalten.“ Kumpelhaft legte Søren seinen Arm auf die breiten Schultern seines Kollegen. „Was ist mit der R1/82-Ersatzstraße? Was soll das mit den Änderungen? Mach deinen Stempel darauf und fertig!“

„Das kann ich nicht verantworten. Aber lass uns reingehen, ich brauch einen Kaffee!“ Toralv schüttelte den Arm ab, öffnete die Türen und stürzte zur vorbereiteten Kaffeemaschine in seinem Büro. „Du hast doch sonst nichts gegen meine Änderungsvorschläge einzuwenden?“

„Es geht hier nicht um kleine Dorfstraßen, die durch dein Geschlängel ein paar hundert Meter länger werden.“ Søren wischte sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich. „Wenn wir den blöden Brocken da nicht wegbekommen, heißt das zwei Kilometer Umweg, und dann nicht auf Fels, sondern auf lockerem, porösem Lavazeug. Darauf ist der Investor nicht eingerichtet. Was soll ich denn den Briten erzählen? Willst du tatsächlich solch eine Chance für Norðurland eystra aufs Spiel setzen? Muss ich mich erst an Reykjavík wenden?“

„Dafür sind wir in Akureyri zuständig, wir beide, Vieraugenprinzip. Und ich werde meine nicht zudrücken.“ Toralv goss beiden Kaffee ein, zog seine Schuhe aus und packte fast gleichzeitig mit dem Hinsetzen seine Füße auf den Schreibtisch.

Søren hatte die grauen, selbstgestrickten Socken jetzt genau vor der Nase. Er hasste es, wenn Toralv den isländischen Naturburschen raushängen ließ und solche Fußbekleidung zum Anzug trug. Was jedoch nicht weiter auffiel, da Toralvs Anzüge nach Sørens Meinung schon seit Jahren in die Altkleidersammlung gehört hätten. Aber Toralv machte aus seiner Stillosigkeit einen eigenen Stil, der sagte: Hier bin ich zu Hause, ich kleide mich, wie ich will, in meinem Haus redet mir keiner rein.

Als ob Toralv Sørens Gedankengänge bestätigen wollte, kam auch gleich von ihm: „Das verstehst du nicht, du bist Däne. Wir ...“

„Ich habe seit über zehn Jahren einen isländischen Pass und für dieses Land mehr getan als ... Denk dran, Toralv, vor gar nicht allzu langer Zeit standen wir vor dem Staatsbankrott! Nur mit Fischfang und Tourismus ist dieses Land nicht zu finanzieren. Wir brauchen Investoren! Und nun haben wir eine einmalige Möglichkeit. Das dritte Geothermal-Kraftwerk neben Krafla und Bjarnarflag hier im Norden. Innovation und Zukunftstechnologie vom Feinsten, unter Einbindung der UNAK bei der Erforschung von Speichertechnologien. Weißt du, was das für unsere kleine Universität bedeutet?“

Toralv nippte seelenruhig an seiner Tasse. „Ja, finde ich auch toll, aber was hat das mit Straßenbau zu tun? Wenn Ausländer hierherkommen, schön, dann müssen sie sich aber auch an unsere Traditionen und Gesetze halten, und in denen steht ...“

„Dass bei Bauvorhaben Kulturgüter zu schützen seien“, unterbrach Søren den altbekannten Vortrag seines Kollegen. „Ich weiß auch, dass dazu gewisse *Landschaftsformationen* gehören. Das Gesetz weist aber deutlich auf objektive Hinweise wie Sagen oder wenigstens tradierte Mythen als Begründung hin und nicht auf Ahnungen und Gefühle eines Verwaltungsangestellten. Der Gag mit der angeblichen *Elfenbeauftragten*, dieser Erla Stefánsdóttir, oder der Nachahmerin Ragnhildur Jónsdóttir, war ja ganz nett und hat bestimmt einige esoterisch veranlagte Touristen

ins Land gebracht, die übrigens im Allgemeinen nicht so viel Geld hierlassen. Aber Toralv, soll ich wirklich in London anrufen und denen sagen: Es ist wunderbar, dass Sie hier einige hundert Millionen Kronen investieren wollen, aber Sie werden nicht zu ihrem Bau kommen. Die Straße wird nicht fertig, weil ich in unserem schönen Akureyri einen Kollegen habe, der sich selbst für einen *Elfenbeauftragten* hält. Niemand hat ihn dazu gemacht oder spricht darüber. Es gibt auch gar keine Anhaltspunkte für sein *Nein*, nur sein Gefühl, auf das alle hier hören. Sie also bitte auch!“

Ein wenig schwand die Gelassenheit aus Toralvs Gesicht. Er wirkte tatsächlich verärgert: „Natürlich, warum nicht? Das hat etwas mit Tradition, Bodenständigkeit und Heimatgefühl zu tun. Darüber braucht man nicht zu sprechen, das haben hier alle. Wenn das bei dir nicht so ist, merkst du, dass du noch nicht ganz angekommen bist. Außerdem – Elfen! Die sind harmlos; ein bisschen nervender Lichterzauber in der Nacht, mehr würde dir nicht passieren. Aber da sind auch Trolle drin. Die können richtig bössartig werden, mit denen leg dich besser nicht an! Hör auf mich, schreib einfach das kleine Teilstück neu aus. Wenn die Briten das nicht können, bauen halt unsere Einheimischen. Die bekommen eh nur ein Ministück vom Millionenkuchen, dürfen den Dreck weg machen. Vorbereitungsarbeiten, lächerlich!“

„Oh, dieser Märchenmist!“ Genervt rutschte Søren auf dem Stuhl hin und her. „Komm an im 21. Jahrhundert! Ich scheiß’ was auf Trolle! Worauf ich nicht scheißen kann, ist, dass die Briten alles in ihrer Hand behalten wollen. Ein Gesamtpaket, verstehst du, da kann ich nichts rausnehmen und neu ausschreiben. – Übrigens, Einheimische, das ist doch nur ein Unternehmen, was so ganz nebenbei am *Dreck wegmachen* schon ordentlich verdient. Jetzt lass sie diesen Felsbrocken von meinem Ufervorsprung auch noch *wegmachen*, damit die Briten dort ihre Straße bauen können!“

„Den Frevel willst du unseren Leuten zumuten? Und auch übrigens“, bemerkte Toralv nun streitsüchtig, „als es darum ging, die Straße direkt an deinem Haus vorbeizuführen, da war das Umplanen kein Problem. – Ähm, wieso wolltest du das eigentlich? Warum willst du an einer Straße mit haufenweise LKW-Verkehr wohnen?“

„Ich habe lediglich auf das Recht zum *Abstandhalten bei Wohnbebauung* verzichtet. Dadurch wird die Straße sogar kürzer und billiger. Na, wie du gesehen hast, fahre ich gern schnelle Autos, und die mögen keine holprigen Schotterpisten. Raus aus der Tür und seinen Sportwagen gleich auf einer super asphaltierten Straße richtig röhren lassen, deshalb wollte ich sie gleich neben meinem Haus haben. *Win-win*-Situation nennt man so etwas. Hm, dir gefällt doch mein Wagen? Wie wär’s mit *win-win* für dich und den Investor. Mach den Stempel drauf und der Mercedes gehört dir. Ich bekomme dann Ersatz. Klingt doch gut, oder?“

„Ha, so läuft der Hase“, amüsierte sich Toralv. „Nein, danke, kann ich nicht gebrauchen, so ein Luxuswägelchen, das nur auf ebener Straße fährt. Ich liebe unsere staubigen und holprigen Wege. Da fühle ich mich gleich mit dem Land verbunden. Und meine Überzeugung, dass die Entfernung des Felsens gefährlich wäre, kann man mir nicht abkaufen.“

Søren hob resigniert die Arme und stand auf. „Gut, beschwere dich nachher nicht, dass ich dir kein Angebot gemacht hätte!“ Er stellte die Tasse ab und ging ohne weitere Worte in sein Büro gegenüber.

Froh, dieses Gespräch hinter sich gebracht zu haben, schloss Toralv seine Tür und schaute in den Kasten für die Eingänge. Zwei Anträge für Hauserweiterungen und einer für eine Steganlage. Alles bekannte und vertrauenswürdige Leute, dachte er. Ohne die seitenstarken Papiere weiter zu betrachten, setzte Toralv seinen Stempel und die Unterschrift ans Ende der Anträge. „Das nenne ich *win-win*!“, sagte er zu sich selbst, „schnelle Bearbeitung und mein Tagessoll ist bereits erledigt.“ Er packte wieder die Füße auf den Schreibtisch, lehnte sich zurück und verfiel bald in süßen Schlummer.

Als das Telefonklingeln ihn aufschreckte, musste sich Toralv zunächst orientieren. Wie spät war es? Vier Stunden Büroschlaf, das ist akzeptabel, dachte er und widmete sich dann seinem Anrufer.

„Was!“, schrie er entsetzt, „Scheiße, was steht denn drauf? – Hm, – hm, – hm. Ne, ne, gegen

einen Ministerialbeschluss kann ich nichts machen, ich will den Job hier auch noch ein wenig behalten. – Hm, – hm. Klar habe ich ihn gewarnt, werde sofort zu ihm rüber gehen und nochmal versuchen, ihn zu überzeugen. Aber ... Wir beide reden heute Abend drüber. Bæ!“

Wutentbrannt ging Toralv ins Büro gegenüber und rief sofort: „Bist du wahnsinnig? Jón Einarsson hat mich gerade angerufen. Søren, ich hatte dich gewarnt! Das ist ...“

„Nun mach mal halblang! Ich hatte es dir angeboten. Es war nicht schwer, in Reykjavík jemanden zu finden, der gern einen Mercedes SLK fahren würde. Ich habe volle Rückendeckung vom Ministerium, soviel, dass ich dich zwingen könnte, hier im Büro Schuhe zu tragen, damit ich diese hässlichen dicken Wollsocken nicht mehr sehen muss!“

Toralv wollte gerade mutlos von dannen ziehen, da stoppte ihn Søren: „Warte, ich möchte, dass du das hier mitbekommst!“ Er griff zum Telefon. „Hier ist Søren Larsen! – Ja, genau der, Herr Hoch-Tief-Flach-und-Sonstwasbau Jón von Akureyri! Wenn Sie in Zukunft meine Anweisungen dadurch in Zweifel ziehen, dass Sie meinen Kollegen fragen, dann werde ich zukünftig den kleinsten Pups europaweit ausschreiben. Habe ich mich klar ausgedrückt? Wo meine Signatur drunter steht, egal ob elektronisch, Stempel oder Unterschrift, hat für Sie wie ein Befehl zu gelten und ist sofort umzusetzen! Verstanden? – Was? – Ja gut, morgen. Aber das Prinzip ist Ihnen jetzt klar? – Dann einen schönen Feierabend!“

Mit gesenktem Kopf schlich Toralv in sein Büro.

Wenig später kam Søren hinterher: „Tut mir leid, das war nicht so gemeint! Ich fühlte mich einfach nur auf den Schlips getreten. Wieder Frieden? Die Troll-Elfen-Klamotte wird doch nur umgesetzt. Sie behalten doch ihr Zuhause, ok?“

„Ich kann nur das Beste für dich hoffen, Søren. Das *verborgene Volk* weiß jetzt, warum es umziehen soll, wem es das verdankt, und dass ich nichts damit zu tun hatte. Aber ok, Entschuldigung angenommen, Friede!“

„Mal im Ernst, Toralv, du glaubst wirklich, sie können E-Mails lesen oder Telefongespräche mithören?“

„Natürlich! Es sind Energie-Wesen, nichts ist leichter für sie. Wie gesagt, ich hoffe das Beste für dich. Ich mache jetzt Schluss und fahre heim. Bis morgen dann!“ Zügig zog sich Toralv die Schuhe an und trottete am verdutzten Søren vorbei.

Am nächsten Morgen war für Toralv alles wie gehabt: Schuhe aus, Kaffee genommen, Büroblümchen gegossen. Er wollte gerade den Eingangskasten kontrollieren, als mächtiges Schreien und Fluchen aus Søren's Büro drang. Wie aufgelöst stand Søren plötzlich in Toralvs Amtszimmer und forderte: „Ich brauch' dich, komm bitte sofort mit! Wir nehmen meinen Wagen, der ist schneller.“

Erst im edlen, bequemen Ledersitz des SLK, der von Søren die Küstenstraße hinaufgejagt wurde, kam Toralv zum Fragen: „Was ist los? Wo fahren wir eigentlich hin?“

„Zu mir ... Es ist so absolut surreal, unfassbar ... Ich muss das selber erst einmal sehen, bevor ich es begreife.“

Schon bogen sie auf die schottrige Dagverðareyrvægur, welche Ausgangspunkt für die neue Zufahrtsstraße zum geplanten Geothermal-Kraftwerk sein sollte und deren Anschluss bereits auf 15m Breite bis zu Søren's Haus geräumt war. So konnte man das Desaster schon von Ferne sehen. Ein großer Bulldozer stand in Søren's Wohnzimmer und hatte das Haus zur Hälfte zum Einsturz gebracht.

Der SLK kam mit blockierenden Rädern neben einem Tieflader zum Stehen, an dessen Kran ein riesiger Stein in drei Metern Höhe baumelte. Søren stieg aus und seine Hände flogen sogleich entsetzt auf die fliehende Stirn.

Der Bauunternehmer Jón Einarsson trat vorsichtig an ihn heran, seine sechs Mitarbeiter hielten lieber Abstand und betrachteten die Überreste von Søren's Wohnzimmereinrichtung. Mit zittriger Hand übergab Jón einen Zettel, den Søren kopfschüttelnd zu lesen begann. Obwohl Søren noch in das Schreiben vertieft war, fing Jón sogleich an zu plappern, ohne die richtigen Worte zu finden: „Ich ... ich wusste erst nicht, ob ... Na, dann dachte ich ... Er wird schon seine Gründe haben. Neues Auto, da will er bestimmt auch ein neues Haus, dachte ich. Wer will

schon an so einer Straße wohnen, dachte ich. Passte ja auch, Frau und Kinder im Sommerurlaub, die Abrisskosten kann er auf das Projekt draufschlagen, dach...“

„Mann, wenn du denkst, kommt so eine Scheiße bei raus!“, meinte Søren ohne die Augen vom Blatt zu wenden.

„Genau, nicht denken, dachte ich. Befehl ausführen, umgehend! Zeig ihm, dass er sich auf seinen Jón verlassen kann! Ich hab’ nur sicherheitshalber noch einmal die elektronische Signatur überprüft. – War alles korrekt. Und du weißt ja, wie man so ein Holzhaus am besten abreißt. Mit voller Wucht reinfahren, sogleich fällt alles zur anderen Seite um. Als dann die ganze Einrichtung hochflog ... der Großbildfernseher, das riesige Aquarium ... Wir haben gleich alles versucht wegen der Fische. Aber sind ja Salzwasser... Der Gunnar hat sogar von seinem Frühstücksei ... Tut mir leid wegen der Fische, waren schöne Fische ...“

„Ich scheiß’ was auf die befickten Fische! Mensch, mein Haus, mein schönes Haus!“

„Genau, das hatte ich auch gedacht. So ein schönes Haus! Damit will er wohl das *verborgene Volk* besänftigen: Schaut her, da wo mein schönes Haus stand, dürft ihr nun wohnen. Ich habe es für euch geopfert! – So dachte ich, als ich las, dass der Stein vom Ufervorsprung hierher soll.“ Jón deutete auf das schwebende Ungetüm am Kran des Tiefladers.

„Schaff ihn mir aus den Augen, diesen Kotz-Brocken, sofort! Schmeiß ihn in den Fjord, los!“ Sørens Kopf war vor Wut knallrot und drohte zu platzen.

Jón versuchte noch ihm klarzumachen: „Ich muss ihn erst runter...“

„Sofort, sagte ich! Ab ins Meer damit!“

Mit zitternden Knien aber zügig ging Jón zum Führerhaus des Tiefladers.

„Warte, Søren!“, mischte sich Toralv jetzt ein, „Jón könnte recht haben! Vielleicht nimmt das *verborgene Volk* dieses Opfer an und lässt dich dann in Ruhe.“

Søren wurde unsicher: „Meinst du wirklich, die können eine absolut sichere Signatur fälschen?“

„Ich hab’ dir doch gesagt, die können alles! Leg dich nicht mit ihnen an und gib dich geschlagen!“, flehte Toralv.

Der Diesel des schweren Tiefladers sprang an. Das Fahrzeug rollte leicht zurück, bis es Jón mit einem Ruck und eingeschlagenen Rädern vorwärts steuerte. Der Kran schwang durch die Kurvenbewegung aus, der monströse Stein geriet ins Pendeln. Wie in Zeitlupe rutschte er aus den Halteriemen und fiel. Für alle Umherstehenden schien die Zeit stillzustehen, bis der Brocken auf dem Dach von Søren Mercedes landete, dort aufplatzte wie eine reife Kirsche und in tausend Teile zerbrach, die den Wagen in einem Steingrab beerdigten.

„Oh mein Gott, Søren, das verzeihen die dir nie! Mach, dass du von der Insel kommst, bevor ... Weg hier, bloß weg!“ Toralv wurde panisch.

Mit einem Sprung stieg Jón aus dem Tieflader, deutete einem seiner Leute an, dass er das schwere Fahrzeug wegfahren solle, rannte zu seinem Lieferwagen und raste mit ihm auf Toralv zu. Die Beifahrertür öffnete sich: „Komm Toralv, schnell fort!“

Toralv stieg ein, ließ den fetten, nun völlig apathischen Mann, dem die Tränen aus den Augen kullerten, allein stehen, und der Lieferwagen polterte den Schotterweg hinunter.

Alle rannten zu ihren Fahrzeugen und versuchten, den Ort des Schreckens fluchtartig zu verlassen. Der Tiefladerfahrer zog Søren mit aller Gewalt ins Führerhaus, um ihn in Sicherheit zu bringen.

„Kopenhagen ist schön zu dieser Jahreszeit“, stammelte Søren noch wie von Sinnen, als er auf die Trümmer seiner Besitztümer aus dem Fahrzeugfenster zurückblickte.

In Jóns Lieferwagen indes hielt Toralv die flache Hand hin, in welche Jón sofort schallend einschlug.

„Mensch, Jón, an dir ist ja ein Schauspieler verlorengegangen: die schönen Fische, ha, ha, hi, – Gunnars Salz vom Frühstücksei, ich lach mich tot! Dann bist du auch noch ein Scharfschütze, genau mitten drauf, die Klamotte!“, amüsierte sich Toralv. „Wie geht das, mit dem Auseinanderbröseln von so einem massiven Felsen?“

„Ach, man muss nur wissen, wo angebohrt werden muss. Reines Handwerk! Aber Scharf-

schütze ist zu viel der Ehre, ich hatte auf die Motorhaube gezielt! Ha, ha!“ Nun kam auch Jón nicht mehr aus dem Lachen heraus. „Wie hast du das hinbekommen mit der Signatur? Ich dachte, die sind absolut sicher. Bist du unter die Hacker gegangen?“

„Sie sind auch sicher, aber dieser kleine, fette dänische Romantiker benutzt nur die Namen seiner Frau und Kinder als Passwörter. Dreimal probiert, schon hatte ich die Reihenfolge.“ Toralv wurde ernster. „So, den sind wir jetzt los! Mag die ganze Welt an Elfen und Trolle glauben, nur wir beide nicht. Das heißt noch lange nicht, dass uns irgendein Ausländer das Geschäft mit ihnen vermiesen darf. Heute Nacht sprengst du diese Uferpassage weg, das merkt keine Sau, und wir sind wieder im Geschäft. Das wird Søren und seinem *Mann in Reykjavík* den Rest geben, weil sie in *erdrutschgefährdeten Gebieten* bauen wollten. Ich hab nämlich auch *meinen Mann* im Ministerium. Mit dem ist schon alles ausgemacht. Die Mehrkosten für die Straßenumlegung übernimmt der Staat, damit sind die Briten einverstanden. Also mach es nicht so teuer! Deshalb will ich diesmal auch nur 10% vom Kuchen. Kann ich mir gerade so leisten, *mein Mann* ist nämlich noch anständig. Der braucht keinen Mercedes, er will nur einen Audi! Ha, hi, hi!“

Nachdem sich beide von der Belustigung erholt hatten, fragte Jón neugierig: „Was machst du eigentlich mit dem ganzen Geld, das ich dir seit über 20 Jahren zustecke? Ein klappriger Geländewagen, Anzüge, die aus dem Kleiderschrank meines Vaters stammen könnten, selbstgestrickte Socken, hä, hortest du dein Vermögen unter der Matratze?“

Toralv tippte sich an die Stirn. „Du hältst mich wohl für blöd? Man muss mit der Zeit gehen, international denken! Ich habe da eine kleine aber expandierende Investmentgesellschaft auf den Cayman Islands. Läuft prima. Noch ein, zwei Jahre und ich sage diesem elenden Lavafelsen: *Verið þér sælar!* Und, Karibik, ich komme! Zurzeit laufen einige vielversprechende internationale Ausschreibungen, nur die in Osteuropa, da werde ich mich wohl zurückziehen. Es gibt dort Leute, mit denen sollte man sich lieber nicht anlegen. Außerdem sind die da alle korrupt, und so was will ich nicht unterstützen!“

Die beiden schauten sich kurz an und lachten dann abermals lauthals, so stark, dass ihnen die Tränen in die Augen traten.

Wahrscheinlich waren die feuchten Augen mit ein Grund, weshalb sie die Wesen am Straßenrand nicht sahen.

Gut, die kleinen hätte man für Tiere halten können, aber die anderen umgab ein zartes Leuchten wie von einem Polarlicht, das ihre Albenaura sichtbar werden ließ. Diese Wesen hatten gerade die Straßenmarkierungen umgesetzt, zum Rand der Klippe fortgeführt und warteten nun den unvermeidlichen Aufprall des Lieferwagens in der Tiefe ab.

Wenn die Wogen des Eyjafjörður-Fjords das Wrack und die beiden Frevler in ihm fortgespült hatten, wollten sie sich auf die Suche nach einem neuen Heim machen. Aber so ein schönes und großes wie ihr altes Zuhause, das nun zerschmettert auf einem Autodach lag, war schwer zu finden. Deshalb musste das *verborgene Volk* auch klar zum Ausdruck bringen: Es ist besser, sich mit uns nicht anzulegen!

BERND DASCHEK, 1963 in Berlin geboren, lebt und arbeitet dort, ist verheiratet und hat drei Kinder. Nach der Ausbildung zum Elektrotechniker und 15jähriger Tätigkeit in diesem Beruf studierte er Geschichte und Philosophie und ist zurzeit als Honorarlehrkraft tätig. Er schreibt Kurzgeschichten, Dramen, Glossen und arbeitet an seinem ersten Roman. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften.



Beate Kury

SONNENGESTÖBER

Ich weiß gar nicht, warum ich so schnell gehe. Meine Schritte beschleunigen sich von allein und klack, klack, klack poltern meine Schuhe über den Asphalt. Nur noch die Straße hoch, zwanzig Meter, um die Ecke, weitere zwanzig bis zur Haustür. Über mir die Straßenlaterne, patz, patz, patz. Eine Krähe sitzt darauf und sieht argwöhnisch auf mich herab. Sie sitzen immer darauf, wenn es hell ist und die Laternen nicht angemacht werden. Und im Sommer, da ist es immer hell. Außer heute. Heute halten dichte Regenwolken den Himmel und die Sonne in Schach und es ist am Dunkeln wie vor der ersten Dämmerung im späten Herbst. Das alte Lagerhaus auf der linken Seite. Weiße Wände, Rundbögen wie bei einem Flugzeughangar, ruhend auf einem normalen Häusersockel. Nie passt es zusammen, auch diesmal nicht. Die Fenster sind immer leer. Nur Dunkelheit dahinter und wie immer fröstelt mich bei seinem Anblick. Patz, patz, patz ... um die Ecke, dann hab ich es geschafft. Vor und hinter mir die Stille, nur ich mache Krach. Ich suche den Schlüssel in meiner Jackentasche und er klimpert so laut wie meine Schuhe klopfen. Kein Auto auf der Straße, keine Menschenseele zu sehen. Das ganze Dorf schläft tief und fest.

Ich schließe die Tür auf und komme völlig verschwitzt in den viel zu warmen Vorraum, streife meine Schuhe ab und taste mich in die Wohnung. Der Türknauf zur Wohnung ist so laut wenn ich ihn drehe und die Tür knarzt zudem, du musst mich hören. Es ist so leise hier drin und das Dämmerlicht liegt wie eine Watteschicht über dem Flur. Es ist die Art von Licht, in der man die Dinge erahnen aber nicht wirklich sehen kann, und doch zu hell und zu nahe am Tage, als dass man auf den Lichtschalter drücken könnte. Voller Magie sind diese Stunden.

Der Geruch von gebratenem Fisch und Kartoffeln liegt noch immer in der Luft. Hast du die Reste etwa offen stehen lassen, sie nicht wieder in den kalten Ofen gestellt? Es wäre so typisch. Bist du da? Ich rieche keinen Schlafgeruch, nur Kartoffeln und höre dein lautes Atmen nicht, nur mein eigenes. Im Wohnzimmer sehe ich durch die Fenster aufs Meer. Zu Hause.

Wäre ich alleine hier, würde ich mich gruseln, in diesem schaurigschönen Dämmerlicht, das verheißungsvolle Schatten über alles wirft. Im Schlafzimmer nachsehen und dich nicht finden scheint mir deshalb gefährlicher als gar nicht erst nach dir zu schauen. Also bleib ich hier stehen und starre aufs Wasser. Diese Aussicht! Von der habe ich immer geträumt.

Träume werden manchmal Wirklichkeit. Und plötzlich sind sie dann keine Träume mehr. Die Aussicht, das Meer und die Weite, die mein melancholisches Herzchen herbeigesehnt hatte, taten nicht die Wirkung, die sie sollten. Vielleicht weil sich Melancholie und trübe Sicht, gischtverhangene Buchten und dunkle Tage nicht immer vertragen. Auch wenn meine melodramatische Seele so sehr nach dieser ursprünglichen Natur verlangt hatte, es war die gleiche, die mir von Zeit zu Zeit einen Schlag verpasste. Gehörte ich wirklich hierher? Oder dorthin oder irgendwohin?

Was ich jahrelang bei meinen zahlreichen Besuchen als meine Heimat betrachtet hatte, wurde zu einem Ort, von dem ich mich wegsehnte, zurück in meine alte Heimat. Dorthin, wo ich geboren bin, dorthin, wo das Gras grün ist, auf die andere Seite, blabla, wir kennen es alle. Ent-rüstung über mich selbst machte sich in mir breit, denn ich hatte es ja genug durchdacht: Wie würde es im Winter sein, wie würde es im Sommer sein, wo würde ich arbeiten, würde mich das zufriedenstellen ... ich hatte alles bedacht. Nur das hier nicht: Dass ich mehr war als nur ich. Ich war meine Freunde und meine Familie und sie fehlten mir. Sie fehlten mir so sehr, dass ich nicht wusste, ob ich am nächsten Tag noch aufstehen könnte. Ich musste reden und schweigen, bei Kaffee oder Kakao, Bier oder Schnaps oder weiß der Geier was, aber von Gesicht zu Gesicht, mit Zigaretten in der Hand und den Ellbogen auf den Knien. Und ich wusste nicht, wen ich anrufen konnte, und da merkte ich, dass ich keinen anrufen konnte, denn ich war allein und es war einer dieser Momente, in denen die Telefonleitungen nicht weit genug um die Welt reichen.



Meine Füße werden langsam kalt. Mit den Schuhen habe ich auch meine Socken ausgezogen, sie bleiben immer in den Stiefeln stecken. Ich wickle mich fest in eine Decke ein, die weiße mit den Fransen, und setze mich auf die Couch, sehe dem Tageslicht bei seinem Kampf gegen die Wolken zu. Noch immer tanzen die Schatten durch die Räume und kreieren eine eigene Wahrheit. Auf dem Sofatisch steht noch eine angebrochene Rotweinflasche, den Korken hast du wieder reingedrückt. Ich ziehe ihn raus und da kein Glas dabei steht, setze ich die Flasche an die Lippen, komme mir dabei schäbig vor, auch wenn es niemand sieht. Der Rotwein ist gut, schon seit Jahren kaufst du nur diesen. Ich trinke nie mit, weil ich immer müde werde von Rotwein. Jetzt will ich es gerne werden. Meine Sinne und mein Verstand sind so wach, wie sie es lange nicht mehr waren, und ihr endloses Gegacker raubt mir die Vernunft.

Die blaue Masse vor meinem Fenster rollt sich unruhig hin und her. Walze für Walze schiebt sich der eiskalte Schleier über den Grund. Mit der aufkommenden Ahnung von Helligkeit vereinen sich blaue und graue Töne und verbinden sich zu einer Melodie. Ich kenne dieses Lied und es wiegt mich langsam in die Welt jener Träume, die mir eines Tages wichtig waren und für die ich kämpfen wollte. Die Flasche steht schwer auf dem Tisch und ich zittere in meiner Wolldecke. Die Dunkelheit des Himmels ändert sich nur, sie hellt nicht auf. Die Schattenwelt kennt viele Farben, das Meer vor meinen Augen spiegelt sie wider. Wie die Wellen hüpfen meine Gedanken auf und ab, schieben sich vor und zurück, ändern dabei die Farben. Ich weiß, dass du da bist. Du musst da sein.

Der auffrischende Wind weht ein kleines Vögelchen auf das Balkongeländer. Seine Federn werden durchgeplustert und es schüttelt den Kopf hin und her. Ungemütlich. Es kann da nicht bleiben, dennoch versucht es, eine Weile beharrlich stehen zu bleiben, klammert sich an das Eisengestänge. Eine starke Windbö fegt es davon.

Ein Unwetter naht und ich werde hier sitzenbleiben und aufs Meer sehen. Seit meinem ersten Tag hier beruhigt mich nichts mehr als die Sicherheit des Hauses im Sturm. Stundenlang kann ich dann aus dem Fenster sehen und der Gewalt der Natur Achtung zollen, sie bewundern. Ich

gebe mich diesem von vielen Menschen so verpönten wie gefürchteten Augenblick hin, in dem ich mich klein und unwichtig fühlen darf, in dem alles andere an Gewicht und Notwendigkeit verliert und sich die Unterlegenheit wie ein tröstender Schleier auf das eigene Leben legt. Die Kraft des Meeres zieht mich nicht zu sich hinab, sie deckt mich zu wie eine fürsorgende Mutter.

Türen beginnen zu knarren. Der Wind sucht sich Spalten, durch die er pfeifen kann. Seine Töne machen mir schon lange keine Angst mehr. Es ist das immerwährende Licht des Sommers, das stets die schwierigeren Schatten an die Wand zeichnet, als es die nie endende Dunkelheit des Winters vermag, dessen dunkle Ecken schnell zur Gewohnheit werden. Meine Gedanken verdunkeln sich, erinnern sich an vergangene Bilder, die einst mein Gemüt streiften und mich in die Irre führten. Du hast es verstanden und nicht nachgefragt, mich nicht tiefer ins Labyrinth hinein sondern ungefragt einfach und ohne Worte hinausbegleitet. Bist du da?

Die Flasche wird leerer, als sich langsam schwere Regenwolken über den Fjord schieben um sich mit einem erleichterten Seufzen über Land und Wasser zu ergießen. Mit jeder Minute wird das Meer schwerer und die Wogen höher. Ein letztes energisches Aufbäumen, ein Loslassen von Last, bevor der Tag beginnen kann. Am Anfang konnte ich nicht wissen, wie schwierig es manchmal sein würde und was es denn sein würde. Jugendliche Leichtigkeit floss mit den Monaten und Jahren über in Angst vor dem Unbekannten, vor der eigenen Courage und Stärke. Würde genug davon da sein, hab ich mich immer gefragt, obwohl ich nie wusste, wie viel genug eigentlich sein müsste. Und dann, wenn mal wieder ein Monster im Schrank wohnte, hast du es einfach an den Haaren herausgezogen und vor die Tür gesetzt. Die größte Angst kam an jenen Tagen angekrochen, wenn das Meer sich spiegelglatt über die Erde legte und die Finnen der Wale wie haarscharfe Messer durch die See schnitten. Die Welt war dann zu schön, um sie aushalten zu können, und ich zu glücklich, um gehen zu wollen. Das waren die schlimmsten Tage. Ihretwegen bin ich hier.

Endlich geben die leeren Wolken Himmelsraum frei für das morgendliche Strahlen der Junisonne und die Wiesen an der Wasserlinie erstrahlen in Konkurrenz zum dunkelblauen Samt der Wellen in sattgetrunkenem Grün. Betäubt durch das regelmäßige Auf und Ab sinken meine Augenlider. So weit entfernt wie meine Erinnerung an die ersten Tage, nehme ich das schleifende Geräusch schlaftrunkener Füße auf Linoleum wahr, wie es sich in meine Richtung bewegt. Gelbe Schleier legen ihre Arme über den Horizont und heben den Morgen in die Luft.

Du bist da.

Und irgendwo schüttelt ein nasses Vögelchen schwere Wasserperlen aus seinem Gefieder.

BEATE KURY, geb. 1986, studierte Philosophie und Skandinavische Kultur- und Literaturwissenschaft in Freiburg und Reykjavík. Ihre Arbeitsschwerpunkte lagen dabei auf der isländischen Literatur des Mittelalters sowie der Erforschung des Modernen Durchbruchs auf Island im 19. und 20. Jahrhundert. Zur Zeit absolviert sie ein Volontariat in einem Heidelberger Verlag.



MELITTA URBANCIC: VOM RAND DER WELT besprochen von Cornelius van Alsum

„Vom Rand der Welt“ hat die österreichische Dichterin Melitta Urbancic ihren in den ersten Jahren seit ihrer Emigration nach Island (1938) entstandenen Gedichtzyklus überschrieben: In zwei Hauptteile – „Zwischen gestern und morgen“ und „Hier und heute“ – geteilt, umfaßt er mehr als fünfzig Gedichte, fast ausschließlich durchgereimte, mehrstrophige Gebilde in verschiedenen Metren. Der Band ist 2014, einige Jahre nach einer Initiative des isländischen Dichters Sjórn und als Gemeinschaftsprojekt u. a. der Universität Reykjavík sowie des Vigdís-Finnbogadóttir-Instituts, in einer zweisprachigen, alles in allem sehr sorgfältigen Ausgabe erschienen. (Ärgerlich allerdings, daß auf dem Titelblatt behauptet wird, die Gedichte seien „aus dem Isländischen“ übertragen: Das Nachwort, z. B. S. 208, und die Sprachgestalt der deutschen Gedichte, die offensichtlich vor etlichen Jahrzehnten von einer Muttersprachlerin verfaßt wurden, belehren einen alsbald eines Besseren.) Auf den isländischen Teil mit der von Sólvi Björn Sigurðsson geleisteten Übertragung der Gedichte und dem originalen Nachwort des Hrsg. Gauti Kristmannsson folgt die deutschsprachige Hälfte des Buches, nun mit der Edition der Originaltexte und der deutschen Übersetzung (von Sabine Leskopf) des übrigens kenntnis- und umfangreichen Nachwortes. Im folgenden soll und kann es nur um diese zweite Hälfte des Buches gehen, aus dem einfachen Grunde, daß der Rez. des Isländischen nicht mächtig ist, doch dürfte es auch so möglich sein, dieser verdienstvollen und lesenswerten Publikation leidlich gerecht zu werden.

Melitta Urbancic geb. Grünbaum (1902–1984), in Wien geboren und aufgewachsen, in Heidelberg Schülerin des Philosophen Karl Jaspers und vor allem des Literaturwissenschaftlers Friedrich Gundolf, wiederum in Wien Schauspielschülerin bei Max Reinhardt und vielleicht die erste promovierte Germanistin unter den Berufsschauspielerinnen des deutschen Sprachraums, emigrierte 1938 mit ihrem Mann, dem Dirigenten, Pianisten, Komponisten und Musikwissenschaftler Victor Urbancic, nach Reykjavík. Die Ausreise zu diesem Zeitpunkt und gerade in das isländische Exil muß im Rückblick als weitsichtige Entscheidung gelten, nicht nur, weil Frau Urbancic aufgrund ihrer jüdischen Herkunft sonst mit großer Wahrscheinlichkeit deportiert und ermordet worden wäre, sondern auch, weil sich dem Ehepaar und seinen damals drei Kindern in Island trotz aller schwierigen Veränderungen eine wirkliche, positive Zukunftsperspektive bot: Victor konnte im Zuge eines Stellentauschs als Dirigent und Dozent tätig werden, während es für Melitta, angesichts ihrer Qualifikationen als Germanistin, Philosophin und Schauspielerin, in der nicht-deutschsprachigen Umgebung deutlich schwieriger war, Fuß zu fassen. Sie fand neue Aufgaben als Bildhauerin sowie, man staunt vielleicht beim ersten Lesen, als Pionierin der isländischen Imkerei. (Letzteres verwundert nach der Lektüre ihrer Gedichte allerdings kaum noch, denn sie gibt sich darin nicht zuletzt als große Naturliebhaberin zu erkennen.)

Vor der Emigration hatte Melitta Urbancic in österreichischen und deutschen Städten mit einem reichen kulturellen Angebot gelebt und sah sich nun, im Herbst 1938, versetzt in die nördlichste Hauptstadt der Welt, die freilich in diesen Jahren, das Nachwort des Hrsg. Gauti Kristmannsson arbeitet es deutlich heraus (S. 193f.), praktisch noch ein Dorf war, mit sehr wenigen Steinhäusern und ohne asphaltierte Straßen. In diese Umgebung kam eine Frau, die über ihren akademischen Lehrer Gundolf in Verbindung mit dem George-Kreis gestanden hatte und über ihre Jugendfreundin Erika Mitterer bereits als Teenager, wenigstens in episodischer Weise, Gegenstand von Rilkes selbsteigener dichterischer Produktion geworden war (vgl. dazu wiederum das Nachwort, S. 202–205).

Es ist sicherlich mehreren glücklichen Umständen zuzuschreiben, daß ihr im Gegensatz zu manchen anderen Emigranten die Neu-Einwurzelung gelungen ist: Wie bereits erwähnt, kam Melitta Urbancic mit ihrer Familie, fanden sich mit der Zeit auch neue Aufgaben für die vielseitig interessierte Wissenschaftlerin und Künstlerin. Ihre Empfänglichkeit für Naturerlebnisse ermöglichte ihr beispielsweise, sich mit dem (mutmaßlich ersten dort erlebten) Frühlingsanbruch etwas beherbergter in Island zu fühlen – nicht beheimatet, denn das Gedicht über die Rückkehr



des Zugvogels *Lóa* (des Goldregenpfeifers, vgl. S. 211) steht bezeichnenderweise im ersten Hauptteil des Gedichtbandes, nicht im zweiten, die neue Heimat mehr und mehr bejahenden Teil „Hier und heut“, und bringt das Heimweh und den Wunsch nach Rückkehr klar zum Ausdruck (S. 139f.):

[...] Sie wissen
wacher als wir, wann die Zeit sich erfüllt –
hören den Ruf, den wir bitter vermissen,
welcher den fruchtbaren Auftrag enthüllt –

Dass unser Herz von den Glücklichen lerne!
wie wir die Härten des Heimwegs bestehn,
folgend dem Zug nach dem ruhenden Sterne,
unsere Gnadenzeit wiederzusehen [!]

Einen Anteil daran, daß Melitta die Vulkaninsel am „Rand der Welt“ nicht fremd geblieben ist, haben zweifellos auch Freundschaften, allgemeiner: gute Begegnungen mit Isländern gehabt: Das bezeugt etwa das Widmungsgedicht „Helga (für Kristiana Péturstochter)“ (S. 162f.). Freilich wurden das Ehepaar Urbancic und insbesondere Victor, der dem isländischen Musikleben vielerlei neue Impulse gab, nicht überall und von allen mit offenen Armen aufgenommen: Es ist ein Verdienst des Nachworts, daß gewisse Animositäten gegen den „Zugereisten“ Urbancic von seiten anderer Kulturschaffender nicht verschwiegen werden (S. 208). Eine offene Frage, zu welcher der Rez. im Nachwort gerne etwas mehr gelesen hätte, bleibt hingegen, wie sich die Urbancics als österreichisch-katholische Familie, unbeschadet aller geistigen Offenheit, im lutherischen Island eingelebt haben. Melitta trat 1938 zum römisch-katholischen Bekenntnis über, offenbar nicht nur aus dem pragmatischen Grund, sich der Konfession ihres Ehemannes und der gemeinsamen Kinder anzupassen, sondern durchaus in Übereinstimmung mit ihrer persönlichen, spirituellen Entwicklung (vgl. S. 207). Von ihren jüdischen Verwandten und Freunden hat sie sich deshalb keineswegs abgewandt, was etwa in dem Gedicht „Sterntäger“ (S. 142) über die Einführung des diskriminierenden „Judensterns“ im nationalsozialistischen Herrschaftsbereich zum Ausdruck kommt.

Zu Melitta Urbancics Neu-Beheimatung dürfte schließlich auch die Gabe des Wortes, ihr poetisches Talent beigetragen haben. Kristmannsson würdigt die Leistung der Autorin in seinem Vorwort mit den emphatischen Worten: „diese so bedeutenden Gedichte“ (S. 116), verschweigt in seinem Nachwort jedoch nicht, daß „Vom Rand der Welt“ wenigstens partiell, „in gewisser Hinsicht“ als das Ergebnis therapeutischen Schreibens anzusehen sei (S. 208). Die enge Verbindung der Gedichte mit dem Lebensschicksal der Autorin im allgemeinen und mit ihren Erfahrungen in den ersten isländischen Jahren liegt auf der Hand: So spiegeln verschiedene Gedichte die positiven Erlebnisse bei Reisen bzw. Ausflügen wider (z. B. S. 173f. über eine Reise nach Akureyri).

Über den Anteil, den eine selbst-therapeutische Absicht an der Entstehung des Gedichtzyklus hatte, mag man unterschiedlicher Meinung sein. Etliche Gedichte haben den Rez. bei der Lektüre angesprochen, manche, beispielsweise „Trost“ (S. 146), vollauf überzeugt. Bei allen Unterschieden im einzelnen und ohne hier einen detaillierteren Vergleich anstellen zu können, erinnern ihn einige Gedichte des Bandes an solche der späteren Nobelpreisträgerin Nelly Sachs, die 1940, im ersten Jahr ihres schwedischen Exils, entstanden sind („Schwedische Elegien“ und „Miniaturen um Schloß Gripsholm“). Zweifellos verstand Melitta Urbancic im besten Sinne des Wortes ihr poetisches Handwerk, nahm regen Anteil an den Zeitläuften in Island und auf dem weithin nationalsozialistisch beherrschten Kontinent, verfügte über einen literarischen und auch philosophischen Bezugsrahmen, um ihre Erfahrungen und Eindrücke zur Sprache zu bringen. Mit der Frage nach dem „Sitz im Leben“ einzelner Gedichte scheint dem Rez. allerdings

eine Art wunder Punkt bei dieser Publikation berührt zu sein. Nehmen wir beispielsweise das Gedicht „Ewige Stunde“, das drittletzte des Bandes, näherhin die Schlußstrophen (S. 189f.):

So zu wandern durch die stille Weite
war uns lange schon versagt. Du bist
wie zurückgekehrt an meiner Seite
diesen Abend, der vergönnt uns ist,

dass wir ohne Wunsch und ohne Trauern
noch aus fernsten Fernen zu ihm kehren,
uns die gute Nähe zu gewähren,
alle Zeit in ihr zu überdauern!

Täuscht man sich allzu sehr, wenn man darin ein Gelegenheitsgedicht, im wertneutralen Sinne eines für den Hausgebrauch erkennt? Als Geschenk der Autorin an ihren Ehemann ist gegen diesen Text selbstverständlich überhaupt nichts einzuwenden – aber hätte Melitta Urbancic ihn wirklich mit in den Druck gegeben, wenn der Band zu ihren Lebzeiten publiziert worden wäre? Auch bei einigen anderen Gedichten des Zyklus hat sich der Rez. diese Frage gestellt. So hätte er gerne noch etwas mehr erfahren zur Überlieferungsgeschichte des Werkes (vgl. dazu recht knapp die Angaben im Vorwort S. 115f. und S. 208 des Nachworts) und dazu, wie Frau Urbancic in ihren späteren Lebensjahren zu den einzelnen Bestandteilen des Zyklus stand. Interessant wäre es auch zu wissen, wie die Autorin als Literaturwissenschaftlerin über die Entwicklung der Lyrik im deutschen Sprachraum, vor allem seit dem großen kulturellen Umbruch der 60er Jahre, gedacht hat, ob sich möglicherweise auch ihre eigene poetische Praxis in späterer Zeit gewandelt hat.

Mit diesen eher marginalen Anmerkungen soll freilich weder die Leistung der Lyrikerin Urbancic noch die des Hrsg. und der beiden Übersetzer kleingeredet werden: ein schönes, sehr empfehlenswertes Buch! Es bleibt zu wünschen, daß der Band in Deutschland künftig nicht nur über spezielle Buchhandlungen und Internetportale (etwa islandbuecher.de) zu beziehen sein wird: Der langbewährte, jedoch nicht auf Islandica spezialisierte Buchhändler des Rez. ist an der Bestellung trotz ISBN-Nummer gescheitert.

Melitta Urbancic, *Frá hjara veraldar* – Vom Rand der Welt. Zweisprachige Ausgabe, Isländisch und Deutsch, hrsg. v. Gauti Kristmannsson, übers. v. Sölvi Björn Sigurðsson u. Sabine Leskopf, Reykjavík: Stofnun Vigdísar Finnbogadóttur í erlendum tungumálum & Háskóla Íslands 2014, ISBN 978-9935-23-033-1, 217 Seiten, 38,60 Euro.

Wolfgang Schiffer

ALLE SCHÖNEN WORTE ... ZU EINIGEN GEDICHTBÄNDEN ZEITGE- NÖSSISCHER ISLÄNDISCHER POESIE IN DEUTSCHER ÜBERSETZUNG

Seit vielen Jahren bereits ist mir (wie wohl so manchen literatur-affinen Menschen) ein zumindest kurzer Besuch der Buchmesse, ganz gleich, ob in Leipzig oder Frankfurt, eine äußerst freudige „Pflicht“. So auch in diesem Jahr, wo in der Main-Metropole nun mit Finnland das Land als Ehrengast auftrat, das sich dem Hören-Sagen nach bereits für 2011 um diesen Status beworben hatte, seinerzeit aber dem Konkurrenten Island, vielen die *Literaturnation* schlechthin, unterlag.

Jetzt, von der Messe zurückgekehrt, bin ich weit davon entfernt, die Auftritte dieser beiden nordischen Länder in einen Vergleich setzen zu wollen – es ist nur so, dass mich die dem Motto Finnlands entsprechende, für meinen Geschmack aber leicht allzu „cool“ geratene Präsentation des diesjährigen Gastlands wieder intensiv an das seinerzeitige Literatur- und Kulturevent der Isländer hat denken lassen: „Sagenhaftes Island“.

Dieser Auftritt – und ich bin mir sicher, hier nicht durch eine schönfärbende Brille meiner langjährigen Verbundenheit mit Island zu schauen, sondern für viele zu sprechen – war wirklich „sagenhaft“. Davon konnte sich selbst derjenige überzeugen, der – wie ich – nur einen Ausschnitt aus der großen kulturellen Präsenz des Inselstaats mit seinen gerade einmal 320.000 Bewohnern in Frankfurt erleben durfte, der zum Beispiel das musikalische Angebot von Elektro über Ambient bis Chormusik ebenso wenig wahrnehmen konnte wie die Icelandic Dance Company oder die Ausstellungen der Künstler Erró und Gabriela Friðriksdóttir oder jene zum Design in Island – ein Besuch des Gast-Pavillons auf dem Messegelände reichte völlig aus, um einen zu begeistern und nachhaltig in den Bann zu ziehen.

Mir jedenfalls erging es so bereits beim ersten Betreten des großen, abgedunkelten Saals auf der 1. Etage des Messeforums – ich fühlte mich aufs Wärmste willkommen, wie bei Freunden in Island, im Winter eingeladen in ihr Zuhause und zum Zuhören verführt ...

Dreißig durchdacht in den Saal geschachtelte, groß dimensionierte Leinwände zeigten Leser – eher in Form von Still-Fotos denn von Filmen – vor ihren privaten Bibliotheken; sie saßen da, junge und alte, Frauen und Männer, blätterten in einem Buch, manchmal erhob einer die Stimme und las mir ein Wort, einen Absatz vor, als müsse er ihm selber noch einmal nachhören. Der Ort strahlte trotz der vielen Besucher Ruhe aus, den Wunsch nach Kontemplation und literarischem Genuss.

Einige Raumwindungen weiter empfing einen sodann ein gigantischer Kubus, in dem einem ein fortwährend laufender Panoramafilm die einzigartige Natur Islands, von der schließlich auch seine Literatur zutiefst durchdrungen ist, vor Augen führte, die Gletscher und Wasserfälle, die Berge und die Lava speienden Vulkane, die Schneeverwehungen und Nordlichter. Und wiederum nur ein paar Schritte weiter ein Café, gemütlich eingerichtet mit buchüberladenen Tischen, Sofas und Sesseln, einer kleinen Bühne für musikalische Auftritte und mit vielen Regalen, in die nicht nur die Gäste nach Büchern greifen konnten, sondern auch die etwa vierzig angereisten, zumeist präsenten und ansprechbaren isländischen Schriftstellerinnen und Schriftsteller vor ihrem Auftritt auf der benachbarten großen Bühne, auf der sie in halbstündigem Wechsel, oftmals begleitet von ihren Übersetzerinnen und Übersetzern, vor einem zahlreichen Publikum ihre Literatur lasen und diskutierten.

Dieser Pavillon hatte nichts von einer touristischen Werbung, in ihm standen, dem Status eines literarischen Ehrengastes zuhächst angemessen, die Literatur selbst, ihre Schöpfer und vor allem ihre Leser im Mittelpunkt.

Und was für eine Literatur! Ich bekenne, dass ich sie allein schon in dieser Fülle nicht erwartet hätte, selbst wenn ich konzidiere, dass ich die über Island (von Isländern) gern verbreitete Meinung, jeder zweite der dort lebenden Menschen sei ein Schriftsteller, zwar für deutlich übertrieben, aber in ihrer dahinter liegenden Haltung zum literarischen Schreiben nicht für völ-

lig aus der Luft gegriffen halte. Statistisch ist diese Fülle, folgt man der damaligen Presseverlautbarung von „Sagenhaftes Island“, leicht zu fassen. Insgesamt 230 neue Bücher zum Thema Island, hieß es da, seien zu dem Ehrengast-Auftritt erschienen, in 111 deutschsprachigen Verlagen. Und neben wissenschaftlichen Büchern, insbesondere zur Literatur der *Sagas* und *Eddas*, neben Kunstbüchern, Sachbüchern, Reisebüchern, Portraits und Reportagen zu Island stammte mit zehn Anthologien und 90 Einzeltiteln ein Großteil der Übersetzungen aus der Belletristik.

Überraschend und zugleich höchst erfreulich bleibt dabei für mich die Tatsache, dass sich unter letzteren auch mehr als zehn Anthologien und Einzelbände mit Lyrik befanden, einem Genre, dem immer noch anhaftet, es auf dem Literaturmarkt besonders schwer zu haben, dem aber nicht nur im Blick auf meine gelegentliche Tätigkeit als Herausgeber und Übersetzer mein besonderes Interesse gilt. Natürlich hatte auch bereits vorher isländische Lyrik ihren Weg zum deutschsprachigen Lesepublikum gefunden. Ein besonderes Verdienst kommt hierbei der Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik *die horen* zu, die schon 1986 das Wagnis auf sich nahm, mit *Island: Wenn das Eishertz schlägt* in der Herausgeberschaft von meinen Freunden Sigurður A. Magnússon, Franz Gíslason und mir eine erste umfänglichere Anthologie zur damals noch weitgehend unbekanntem zeitgenössischen isländischen Literatur zu publizieren und dieser weitere Sammelbände (*Ich hörte die Farbe Blau*, 1992, und *Wortlaut Island*, 2000) ebenso folgen zu lassen wie zahlreiche Veröffentlichungen ins Deutsche übersetzter isländischer Poesie in vielen ihrer vierteljährlich erscheinenden Periodika. Auch dem Verlag Kleinheinrich gebührt größte Anerkennung, veröffentlichte er doch bis 2011 in der von dem Skandinavisten Gert Kreutzer herausgegebenen Reihe *Isländische Literatur der Moderne* schon fünf bibliophil schönst gestaltete Lyrikbände von Poeten, deren Namen und Werk den Isländern wohl vertraut sind, hier aber noch zu entdecken waren: Steinn Steinarr, Stefán Hörður Grímsson, Snorri Hjartarson, Baldur Óskarsson und Sjórn.

Eine derart umfangreiche und vielfältige Präsenz wie zum Jahr des Ehrengast-Auftritts des Landes hatte die isländische Dichtkunst hierzulande zuvor jedoch zu keinem Zeitpunkt erreichen können. Zu verdanken ist sie zweifellos auch dem Ehrgeiz des Gastlandes, sich mit ihrer – neben der *Saga*-Literatur – ureigenen literarischen Form, der Poesie, angemessen vorzustellen, einer Absicht, die auch in einer großzügigen finanziellen Unterstützung so mancher der Projekte ihren Niederschlag fand. Nicht zuletzt auf diesen für die hiesigen Verleger risiko-mindernden Umstand ist es zurückzuführen, dass z. B. die im Insel Verlag erschienene Anthologie *Isländische Lyrik* bei Pressekonferenzen und manchen Vorlauf-Veranstaltungen zu „Sagenhaftes Island“ an Journalisten und Publikum verschenkt werden konnte – die weitgehende Förderung belegt aber auch, welch hohen Stellenwert in Island die Dichtung immer noch einnimmt.

Die genannte Anthologie, in einem handlichen Paperback-Format herausgegeben von Silja Aðalsteinsdóttir, Jón Bjarni Atlason und Björn Kozempel, zeigt beispielhaft eine repräsentative Auswahl des gesamten poetischen Schaffens, von der mittelalterlichen *Edda*, der späteren *Skaldendichtung*, den *Rímur*, der religiös-christlichen Dichtung, jener der Romantik, des im 19. Jahrhundert einsetzenden Selbstständigkeitskampfes der unter dänischer Herrschaft stehenden Insel usw. über die sogenannte *Atomdichtung* bis hin zur nachfolgenden Vielstimmigkeit der Jetztzeit.

Der erwähnten *Atomdichtung* selbst, jener Bewegung einer lose verbundenen Gruppe isländischer Dichter, die in der Mitte des letzten Jahrhunderts unter dem Eindruck der Gräuel des Zweiten Weltkriegs, der 1944 neu gewonnenen Unabhängigkeit und der veränderten sozialen und politischen Konstellationen mit der formstrengen Tradition der isländischen Dichtkunst brachen und inhaltlich wie formal neue Wege in der Poesie erprobten, widmete die Literaturzeitschrift *die horen* gar einen von dem Literaturwissenschaftler und Lyrik-Experten Eysteinn Þorvaldsson und mir herausgegebenen 430-seitigen Sonderband: *Bei betagten Schiffen – Islands Atomdichter*.

Der Band enthält zumeist erstmalig erfolgte Übersetzungen von Gedichten der fünf „Kern-Lyriker“ jenes Wandels – Einar Bragi, Hannes Sigfússon, Jón Óskar, Sigfús Daðason und Stefán Hörður Grímsson –, der im seinerzeitigen Island einen wahren Kulturstreit auslöste. Diesen



dokumentiert er durch zahlreiche journalistische Dokumente, Zeitungsartikel und Berichte von Versammlungen, in denen sich die Traditionalisten heftigste Wortgefechte mit den Modernisten liefern, er enthält Rezensionen und Nachrufe, lyrische Beispiele der Vorläufer und Nachgeborenen – und nicht zuletzt etwa 20 exklusiv für die Ausgabe geschriebene Beiträge von zeitgenössischen Autorinnen und Autoren sowie anderen Persönlichkeiten des kulturellen Lebens in Island, die allesamt belegen, dass und wie die Leistung der *Atomdichter* die isländische Lyrik aus den einengenden Fesseln der Vergangenheit befreit und jener Themen- und Stimmenvielfalt den Weg geebnet hat, die wir heute lesen und erleben dürfen. Die *Süddeutsche Zeitung* bescheinigte dem Band nach Erscheinen, mit ihm „am Ende ein Jahrhundert Lyrikgeschichte“ vor sich zu haben.

Wer sich ein wenig in der traditionellen Lyrik Islands auskennt, in ihren verschiedenen an feste Metrik, Reim und vor allem Stabreim gebundenen Formen, der mag an dem nachfolgenden Beispiel eines frühen Gedichts von Stefán Hörður Grímsson ersehen, wie radikal sich seinerzeit die Abkehr der *Atomdichter* von der Tradition vollzogen hat.

Lóðabátur

Pilfar: roðgul lík á dökkum fjöllum
 Stafn: sem heggur í sundur báruhryggi
 Spil: sem tekur undir við norðanvindinn
 Háseti: sá sem togar í spotta af snæri
 Formaður: bátsins ljótasti maður í glugga.
 Löðrið yfir og rifinn skýjaflóki.
 Undir er djúpið og þess bleiku skógar.

Fangleinenboot

Deck: fischhautgelbe Leichen auf dunklen Brettern
Bug: der Wogenrücken entzwei haut
Winde: die in den Nordwind einstimmt
Matrose: der an einem Stück Angelschnur zieht
Steuermann: des Bootes hässlichster Mann im Fenster.
Der Gischt darüber und ein zerrissener Wolkenfetzen.
Darunter sind die Tiefe und ihre bleichen Wälder.

Aus dem Isländischen von Franz Gíslason und Wolfgang Schiffer.

Bietet die Anthologie *Isländische Lyrik* also eine breite Auswahl aus der Gesamtheit der isländischen Dichtkunst und *Bei betagten Schiffen* einschlägige Beispiele des in ihrer Entwicklung wenn auch recht spät, doch umso vehementer einsetzenden Modernismus und seiner Folgen, so konzentriert sich eine weitere, von Dirk Gerdes für die *Edition Euterpe* übersetzte und herausgegebene Anthologie mit dem Titel *Neue Lyrik aus Island* ausschließlich auf jüngere Gedichte von fünf Autorinnen und drei Autoren, die die Gegenwart der höchst lebendigen Poesie-Szene in Island entscheidend mitprägen.

Und dass sie – nicht zuletzt ein Beleg für die Qualität der Auswahl – auch über ihr Land hinaus strahlen, zeigt die Tatsache, dass zumindest zweien von ihnen, Sigurbjörg Prastardóttir und Gyrðir Elíasson, in diesem Jahr auch umfangreiche Einzelbände gewidmet sind. Doch davon etwas später, denn zum Glück für den an Poesie interessierten Leser beschränken sich die einzelnen Werke und Dichter näher bringenden Editionen nicht allein auf diese beiden.

So stellt uns *Andblæ við svanavæng/ Windhauch am Schwanenflügel*, in einer sehr soliden zweisprachigen, von dem bereits erwähnten Gert Kreutzer und Sverrir Schopka übersetzten Ausgabe im Verlag selmann & söhne erschienen, in einer repräsentativen Auswahl das Spätwerk des 1930 geborenen Journalisten, Schriftstellers und Lyrikers Matthías Johannessen, einem geistigen Nachfolger der *Atomdichter*, vor, in dem sich der gesamte, seit seinem 1958 veröffentlichten ersten Gedichtband *Borgin hló/ Die Stadt lachte* in mehr als 20 weiteren Gedichtbänden erprobte lyrische Formenkanon, vom aphorismus-gleichen Kurzgedicht bis zur tages- und ereignisbezogenen Langform, summiert und von der Tiefe kultureller und religiös fundierter menschlicher Erfahrung dieses Dichters zeugt.

Den *Atomdichtern* nachgeboren ist auch Þorsteinn frá Hamri, doch sah er, wie es Gert Kreutzer, der hier abermals als Übersetzer und Herausgeber fungiert, im Nachwort zu dem im Queich Verlag erschienenen, ebenfalls zweisprachigen Band *Jarðarteikn/ Erdzeichen* vermerkt, „in der Moderne mit ihren neuen Formen, Klängen und Inhalten keinen Bruch mit der Tradition, [sondern versuchte vielmehr], eine Brücke zwischen Altem und Neuem zu schlagen“. Es war nicht das einzige Verdienst des Kölner Skandinavistikprofessors in diesem Jahr des Gastland-Auftritts, dass wir mit *Jarðarteikn/ Erdzeichen* eine charakteristische Auswahl aus dem Gesamtwerk eines der besten Poeten Islands kennen lernen durften, eines aus der Natur und Geschichte Islands schöpfenden, elegant-souveränen Sprachgewaltigen, der sich in keinem seiner Gedichte auch nur eine abgenutzte Metapher erlaubt. Auch hier sei ein Beispiel gestattet.

Undir kalstjörnu

Ég sé þú ert með bók og kem
þegar skyggir

í niðlýsinu
greini ég slóð mína í fölinu
eins og liðsinni –

ég er aðeins barnshöfuð
í forvitnisferð
um glæpi stundanna;

grettið og kramparautt
kem ég á ný
veltandi utan af ísi
með undrum mína þrútna
af kynlegum söngvum
undir kalstjörnu –

Unter frostigem Stern

*Ich sehe du hast ein Buch und komme
wenn es dunkel wird*

*im Licht der Mondsichel
erkenne ich meine Spur auf der dünnen Schneedecke
wie einen Wegweiser –*

*ich bin nur ein Kinderkopf
auf Erkundungstour
nach den Verbrechen der Augenblicke;*

*faltig und krampfrot
komme ich erneut
aus dem Eis gerollt
mit wachsender Verwunderung
über sonderbare Gesänge
unter frostigem Stern –*

vötn eru lögð
og aðrar slóðir fenntar.

die Seen sind vereist
und andere Spuren zugeschnitten.

Aus dem Isländischen von Gert Kreutzer.

Einer völlig anderen Tonlage begegnen wir in der von Franziska Schaum eindrucksvoll illustrierten Kompilation aus dem bisherigen lyrischen Schaffen von Eiríkur Örn Norðdahl, dem Mitbegründer der jungen Poetengruppe „Nýhil“, die auch als Selbstverlag für junge Autoren fungiert. *IWF! IWF! OMG! OMG!*, Bestandteile aus einem *Krisensonett* benannten Lautgedicht des Autors, geben den Titel für den von Jón Bjarni Atlason und Alexander Sitzmann übersetzten, 2011 im Verlag kozempel & timm erschienenen Band und signalisieren zugleich, was den Leser erwartet: eine Eruption von souverän u. a. mit konkreter Poesie und Soundpoetry experimentierenden Texten bis hin zum lyrisch verknüpften Essay, die sich allesamt fern jeder Political Correctness einmischen in die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse, in Kunst, Literatur und Politik. Der Autor bezeugt damit bereits in seiner Lyrik eine Haltung, die sich auch in seinem Furore machenden, 2012 mit dem Isländischen Literaturpreis ausgezeichneten Roman *Böse*, in der Übersetzung von Betty Wahl und Tina Flecken in diesem Jahr im Tropen Verlag erschienen, dokumentiert: ein kraftvolles „Bürsten gegen den Strich“, das selbst vor Holocaust, Neo- und Antifaschismus keinen Halt macht, nicht etwa, indem es relativiert, sondern – ganz im Gegenteil – uns zu neuem Nachdenken darüber zwingt.

Eine Eiríkur Örn Norðdahls Lyrik vergleichbar radikale Absage an letzte Spuren eines traditionellen Poesieverständnisses vollzog Andri Snær Magnason einst auf andere, kritisch-ironische Weise: er „verkaufte“ die Dichtung an den globalen Markt. *Bónus Supermarktgedichte* heißt das Ergebnis, benannt nach einer gleichnamigen isländischen Billig-Lebensmittelkette und auch ausschließlich dort als Stapelware neben der Kasse vertrieben, und jetzt, übersetzt wiederum von Tina Flecken, in der einschlägigen Diktion eines Discounters als „2 in 1“-deutsch-isländisches Sonderangebot im Verlag orange.press erhältlich.

Im Supermarkt sieht der Autor Dantes *Göttliche Komödie* gespiegelt, die Obstabteilung ist ihm das Paradies, Fleisch und Tiefgefrorenes werden zur Hölle und die Putzmittel zum Fegefeuer, und während er uns mit seinem spritzig-scharfen Geist von Stufe zu Stufe führt, werden uns Perlen des Kulturerbes und viel isländische Geschichte zuteil und ganz nebenbei eine gehörige Portion Geißelung ob unseres fragwürdigen Konsumbewusstseins. „Ich danke dir, Uncle Ben, für den Reis ...“, heißt es zu Beginn eines *Tischgebets* – da bleibt kein Zweifel, Lyrik kann richtig Spaß machen!

Bereits die Anthologie *Isländische Lyrik* zeigt, dass insbesondere die Dichterinnen in der zeitgenössischen isländischen Poesie eine äußerst kraftvolle Stimme haben. Eine von ihnen ist die bereits erwähnte Sigurbjörg Prastardóttir. *Ein Liebeslied* nennt sie ihren durch Kristof Magnússon ins Deutsche übersetzten, im Blumenbar Verlag erschienenen lyrischen Zyklus *Fackelzüge*, doch wer sich davon eine erbauliche Feier dieses großen menschlichen Gefühls erhofft, wird sich enttäuscht sehen.

In einer oftmals geradezu harten, den äußeren Bedingungen der Beziehung kongenial angepassten Sprache dokumentiert die Autorin eine Liebe zwischen Reykjavík und Berlin, eine Liebe, in der nicht nur die räumliche Distanz jegliche Normalität erschwert, sondern auch Depressionen und Drogensucht des Mannes die Versuche wahrer emotionaler Nähe überschatten.

Ebenso Anteil nehmend wie unerbittlich addiert Sigurbjörg Prastardóttir Fragmente des Denkens und Fühlens ihres lyrischen Ichs zu einem Beziehungskreislauf, in dem das ihm inne wohnende Selbstzerstörerische zugleich zur treibenden Kraft für sein Fortbestehen erwächst.

Von Liebe, wie in vielen ihrer bereits in deutscher Übersetzung erschienenen Romane (zuletzt *Jojo*), spricht auch Steinunn Sigurðardóttir, eine der bekanntesten isländischen Autorinnen, in ihrem lyrischen Zyklus *Stjörnuryk á Fingurgómun/ Sternenstaub auf den Fingerkuppen* und blättert sie wie in einem Kaleidoskop auf in all ihren Facetten und Aspekten, einschließlich der Liebe zu ihrem Land.

Dabei erreichen die von Gert Kreutzer übersetzten Gedichte, die sich sprachlich leicht und zugänglich aus der empathischen Wiedergabe von Begebenheiten, Erinnerungen, Tag- und Nachträumen usw. und vor allem aus dem großen gedanklichen Kosmos der Autorin speisen, mit Sätzen wie „Die Hauptsache einer Angelegenheit ist niemals die Hauptsache selbst, sondern die Nebensache, die ihr vorausgeht“ oftmals eine verblüffend einfache Wahrheit. Auch dieses Gedicht sei hier in Gänze zitiert.

Aðalatriðaljóðið

Aðalatriði málsins er aldrei sjálfst aðalatriðið
heldur aukaatriðið sem á undan fer.

Þannig er fordrykkur máltíðinni ljúfari og þýðingarmeiri
eins og aðfarakossinn ástarleiknum sjálfum –

og lífið sjálfst yfirskyggir dauðann
þótt það sé bæði styttra og óáreiðanlegra en hann.

Das Gedicht über die Hauptsache

*Die Hauptsache einer Angelegenheit ist
niemals die Hauptsache selbst
sondern die Nebensache die ihr vorausgeht.*

*So ist der Aperitif angenehmer als die
Mahlzeit und bedeutungsvoller
wie auch der Kuss vor dem Liebesspiel
selbst –*

*und das Leben überschattet den Tod
obwohl es kürzer und unzuverlässiger ist als
er.*

Aus dem Isländischen von Gert Kreutzer.

Erschienen ist der Band – als einer von insgesamt dreien im Jahr des isländischen Ehrengast-Auftritts – in dem zu Anfang wegen seiner Verdienste bereits erwähnten Verlag Kleinheinrich, dessen „Markenzeichen“ es ist, jede seiner Gedichtpublikationen nicht nur zweisprachig zu edieren, sondern durch erlesene Typographie, Illustrationen (im vorliegenden Fall sind es in Wasserfarben gehaltene Landschaften des 2011 verstorbenen isländischen Malers Georg Guðni) und eine elegante Gesamtgestaltung zu einem bibliophilen „Kunstabuch“ zu machen.

Zu den fraglos bedeutendsten Lyrikerinnen ihres Landes zählt auch Linda Vilhjálmsdóttir, auf deren Hervortreten durch das Erscheinen ihres zwei Originalbände zusammenfassenden Gedichtbands *Öll fallegu orðin/ Frostfiðrildin/ Alle schönen Worte/ Frostschnettlinge* ich mich besonders gefreut habe, zählt sie doch zu den auch von mir für die Literaturzeitschrift *die horen* zuvor häufig mit-übersetzten Dichterinnen Islands.

Hier ist es der Maler Bernd Koberling, der – wie schon bei früheren Bänden des Verlags Kleinheinrich – ihren diesmal von Tina Flecken übertragenen Texten mit seinen für ihn typischen Aquarellen einen auch visuellen Subtext gibt. Auch in dieser Sammlung sind es vor allem Gedichte über Liebe, Einsamkeit und Verlust, die den Leser gefangen nehmen, zeugen sie in ihrer direkten Sprache und den treffsicheren, auch das literarische Erbe und die in Island stets präsente Natur spiegelnden Bildern doch von der bedingungslosen Emotionalität, mit der die Autorin seelische Zustände ausleuchtet und zu poetischen Psychogrammen weiblicher und zwischenmenschlicher Befindlichkeit verdichtet. Dabei kennt die Schonungslosigkeit, mit der sich dieser lyrische Prozess vollzieht, kaum eine Grenze, selbst dann nicht, wenn die Autorin konstatiert: „die Temperatur im Hirn nähert sich der Frostmarke“. Ein weiteres Beispiel aus dem genannten Band mag ihr lyrisches Verfahren einmal mehr verdeutlichen.

hangi sem fastast í hefðbundnum
hugsunum hjátrú og heilögum siðum
meðan ég sveima yfir misgengið
héðan frá séð er allt svart

*stecke fest in traditionellen
Gedanken Aberglaube und heiligen Ritualen
während ich über die Verwerfungen streife
von hier aus gesehen ist alles schwarz*

tjaldið er svart eins og örsmá könguló
og skjólið í goritextuskunum flís
dulunum og póliesternærbrókunum
er hverfandi í bítandi kuldanum

og sótið úr prímusnum drottin
minn sótið! jafnvel svitinn er svartur
ég kveiki mér hóstandi í annarri
sígarettu þótt ég sé hætt að reykja

*das Zelt ist schwarz wie eine winzige Spinne
und der Schutz von Goretex Fleece
Plünnen und Polyesterunterhosen
schwindet in der beißenden Kälte*

*und der Ruß aus dem Gaskocher mein Gott
der Ruß! sogar der Schweiß ist schwarz
ich stecke mir hustend eine weitere
Zigarette an obwohl ich aufgehört habe zu rauchen*

Aus dem Isländischen von Tina Flecken.

Und nun zum Schluss, wobei es kein Zufall sein kann, dass ich mir das aus meiner Sicht bedeutendste lyrische Werk des Island-Ehrengast-Jahres in Deutschland für eben diesen aufbewahrt habe. Ich spreche von dem ebenfalls bei Kleinheinrich erschienenen Gedichtband *Nokkur almenn orð um kulnun sólar/ Einige allgemeine Worte über die Erkaltung der Sonne* von Gyrðir Elíasson, natürlich zweisprachig und illustriert, diesmal in schönster Korrespondenz mit Papierarbeiten der Kölner Künstlerin Ellen Keusen, die mit dem Lesen der Gedichte des Autors entstanden sind.

Das hohe literarische Können, über das der Autor, der zuletzt für seine aktuelle Kurzgeschichtensammlung *Milli trjáanna/ Zwischen den Bäumen* mit dem Literaturpreis des Nordischen Rates geehrt wurde, verfügt, beweist er uns bereits mit zwei, die Grenzen von Poesie und Prosa aufhebenden Romanen, die ebenfalls 2011 in deutscher Übersetzung im Verlag Walde + Graf erschienen: *Gangandi íkorni/ Ein Eichhörnchen auf Wanderschaft* (Übersetzung: Gert Kreutzer), die surreal-fantastische Geschichte eines trostlos aufwachsenden Jungen vom Lande, dessen Phantasie ihn selbst in ein Eichhörnchen und die Stadt in eine lebenswerte Welt ohne Menschen zu verwandeln vermag, und *Sandárbókin/ Am Sandfluss* (Übersetzung: Betty Wahl), eine stille, im Dialog mit den großen Künstlern der Welt tief ausgelotete Auseinandersetzung eines alternden Malers mit sich und seinem Werk, die sich, so rühmte es eine isländische Kritikerin nach Erscheinen des Originals, wie „eine Totenmesse für uns, die Natur und die Kunst“ liest.

Die sich hier bereits manifestierende Erfahrung des Lebens als Leben in einer Zwischenwelt, die sich aus der Mischung von Traum und behaupteter Wirklichkeit definiert, und der mal kritisch-, mal heiter-melancholische Grundton, der jegliches Leben stets zu einem Dasein „zwischen Leben und Tod“ verstärkt, erreichen in dem abermals von Gert Kreutzer ins Deutsche übertragenen Gedichtband für mich nun wahre literarische Meisterschaft. Selten habe ich derart pointierte Gedichte und bildstarke Miniaturen in solch stilistischer Wortkunst gelesen, dass mir, dem Leser, im Beschreiben des Vergänglichlichen und des Vergehens Warnung und Trost zugleich widerfährt.

Októbervísá

Kominn haustblær á leiðin
í kirkjugarðinum, golan strýkur
flötum lófa yfir gulnandi laufin.
Á einum stað krýpur maður með
svarta yfirbreiðslu við lágt leiði,
eins og hann ætli að skýla því
gegn regni og svölum vindum

Oktobergedicht

*Herbsthauch kam über die Gräber
auf dem Friedhof, die Brise streichelt
mit flacher Hand über gilbende Blätter.
Irgendwo kauert ein Mann mit einer
schwarzen Decke an einem flachen Grab,
als wolle er es beschirmen
vor Regen und kühlen Winden*

Aus dem Isländischen von Gert Kreutzer.

Gedichte von solch unaufgeregter Gegenwartigkeit und von Wahrhaftigkeit zeugender Stille sind einfach gut und schön.

Und nach 2011, dem fulminanten Auftritt des Ehrengastes Island, der uns quer durch die vielen Genres der Literatur nicht zuletzt auch mit seinen äußerst lesenswerten poetischen Stimmen so reich beschenkte? Nun, auch wenn so manche Romane (vor allem im Spannungsgenre Krimi) weiterhin übersetzt und verlegt wurden, um die isländische Dichtung ist es in den darauf folgenden Jahren hierzulande wieder eher still geworden.

Auch wenn ich das diesbezügliche Angebot so aufmerksam, wie es mir nur eben möglich ist, verfolgt habe – entdeckt habe ich nur zwei neue Titel. Und wirklich entdecken musste ich sie eigentlich auch nicht, denn an beiden bin ich als Mit-Übersetzer beteiligt. Da ist zunächst die 2013 erweiterte Neuausgabe des 1993 im Verlag Kleinheinrich bereits einmal aufgelegten zweisprachigen Auswahlbandes mit Gedichten des in meinem kurzen Aufriss schon vorgestellten *Atomdichters* Stefán Hörður Grímsson *Grunað væntjatak/ Geahnter Flügelschlag*, diesmal ebenfalls komplementär „angereichert“ mit Aquarellen von Bernd Koberling. Darüber hinaus erschien 2014 abermals im Queich Verlag der poetische Zyklus *Þorpið/ Das Dorf* von Jón úr Vör, eine, so habe ich es in meinem Nachwort zu der mit den seinerzeitigen Originalzeichnungen von Kjartan Guðjónsson illustrierten Ausgabe formuliert, „Sozialreportage in freien Versen“ über das entbehrungsreiche Leben vieler Isländer in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Dieser Zyklus, entstanden aus Jón úr Vörs eigener Lebenserfahrung in dem kleinen Fischerdorf Patreksfjörður im Nordwesten der Insel, markiert noch vor den *Atomdichtern* den eigentlichen Beginn der Moderne in der isländischen Dichtkunst – und besitzt in Island seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1946 Kultstatus.

Hvíl þú væng þinn í ljóði mínu,
lítill fugl á löngu flugi
frá morgni til kvölds.

*Lass deine Flügel ruhen in meinem Gedicht,
kleiner Vogel, beim weiten Flug
vom Morgen bis in die Nacht.*

Styð þig, stjarna, við blóm í garði mínum
eitt andartak á ferð inni
um tíma og rúm.

*Lehne dich, Stern, an eine Blume in meinem Garten,
einen Atemzug lang, auf deiner Reise
durch Zeit und Raum.*

Eins og stráíð í sandi við haf dauðans,
vaxa rætur þess, sem hvergi fer.
Enginn spyr, hvaðan hann komi.

*Wie der Halm im Sand am Meer des Todes
wachsen die Wurzeln dessen, der nirgends geht.
Keiner fragt, woher er kommt.*

Aus dem Isländischen von Sigrún Valbergsdóttir
und Wolfgang Schiffer.

Mein Fazit aus all dem – ein Wunsch an die deutschsprachigen Verleger: hebt uns baldmöglichst weitere Schätze aus dem reichen Fundus der zeitgenössischen isländischen Dichtung; es wäre der schönste Dank an diese einzigartige *Literaturnation* und an die erfahrungs- und poesiesüchtige hiesige Leserschaft.

WOLFGANG SCHIFFER, geb. 1946, studierte Germanistik, Philosophie und Theaterwissenschaften, lebt in Köln. Er veröffentlichte Prosa, Lyrik sowie Hörspiele und ist als Herausgeber und Übersetzer tätig. U. a. Juror für Wort-Produktionen beim Preis der deutschen Schallplattenkritik und Mitglied des PEN. Seit 1976 arbeitete er als Hörspieldramaturg beim WDR, von 1991 bis 2011 war er in leitender Position für Hörspiel, Radio-Feature und Literatur zuständig. Er wurde u. a. mit dem Ritterkreuz des Isländischen Falkenordens ausgezeichnet. Jüngste Publikationen: *Die Saison geht zu Ende. Eine Auswahl aus dem lyrischen Schaffen von Wolfgang Schiffer*, Berlin: Aphaia Verlag 2014; Jón úr Vör: *Þorpið/ Das Dorf*, Gernersheim/ Berlin: Queich Verlag 2014 (s. o.). – Literatur-Blog „Wortspiele – Rauchzeichen und Streifzüge“ (<http://wolfgangschiffer.wordpress.com/>).

DURCH LITERATUR KOMMUNIZIEREN WIR MIT DER GANZEN WELT Der isländische Schriftsteller Sjón im Gespräch

Sjón, mit bürgerlichem Namen Sigurjón Birgir Sigurðsson, gehört zu den namhaftesten isländischen Lyrikern und Romanciers. Für seinen Kurzroman „Skugga-Baldur“ (2003, dt. „Schattenfuchs“, 2007) erhielt er den Literaturpreis des Nordischen Rates. Sein Lied „I’ve Seen It All“ aus Lars von Triers Film „Dancer in the Dark“, gesungen von Björk, war für den Oscar und den Golden Globe nominiert. Cornelius van Alsum traf Sjón im Juli 2014 in Reykjavík. Das Gespräch fand in englischer Sprache statt.

Sjón, zunächst vielen Dank für Ihre Bereitschaft zu einem Interview. Für die Leser möchte ich kurz vorausschicken, daß es in diesem Gespräch vor allem um Ihre Aktivitäten als Schriftsteller gehen soll, nicht so sehr um diejenigen auf anderen kreativen Arbeitsfeldern. Als erstes dennoch, obwohl auch das eine Art Grenzüberschreitung in andere Künste hinein bedeutet, die geradezu unvermeidliche Björk-Frage: Sie haben seit langem ein enges persönliches Verhältnis zu Björk, nicht wahr?

Ja, in der Tat, wir sind sehr alte Freunde. Wir haben uns kennengelernt, als sie sechzehn und ich neunzehn war, haben also seit den frühen Achtzigern im kulturellen Bereich zusammengearbeitet. Diese Kooperation hat ihre Phasen, wir haben in manchen Jahren auch gar nichts zusammen gemacht, aber die letzten paar Jahre waren wieder eine Zeit der Zusammenarbeit. Wir haben vieles gemeinsam, was unseren jeweiligen künstlerischen Hintergrund betrifft, übrigens auch als Film-Enthusiasten und hinsichtlich der Bildenden Kunst, und da macht die Zusammenarbeit dann wirklich große Freude.

Ich habe gelesen, daß Sie auch an Kunstausstellungen mitwirken: auch mit eigenen Zeichnungen usw.?

Das habe ich zuletzt vor vielen Jahren getan. Als Bildkünstler habe ich zuletzt, na, wohl 2004 an einer Ausstellung teilgenommen. Ich habe mit der Bildenden Kunst als Teenager begonnen und habe darin auch einen Abschluß auf dem Polytechnikum gemacht, aber ich habe hauptsächlich mit Bildkünstlern zusammengearbeitet, indem ich über Bildende Kunst geschrieben habe, und habe gelegentlich auch kuratiert.

Die Offenheit für andere Künste ist bei einem Schriftsteller an sich natürlich nicht allzu ungewöhnlich, aber ich finde es doch bemerkenswert, daß Sie Ihre bildkünstlerische Ausbildung in einer, sagen wir, formalisierten Weise betrieben haben.

Das führt mich zu der Frage, ob es in Island auch, ungefähr so wie an den Literaturinstituten in Leipzig und Hildesheim, eine akademische Ausbildung zum Schriftsteller gibt.

Ja, seit einigen Jahren gibt es einen Studiengang Kreatives Schreiben an der Isländischen Universität hier in Reykjavík, mittlerweile auch auf dem M.A.-Niveau, nicht mehr nur mit dem B.A. wie anfangs. Ich denke schon, wir werden einige erfolgreiche Autoren erleben, die diese Ausbildung durchlaufen haben – aber traditionell wird man in Island zum Schriftsteller durchs Lesen: Das begeistert viele Leute, inspiriert sie dazu, selber zu schreiben. In einer so überschaubaren Gesellschaft wie der isländischen war der Zugang zu Verlegern und etablierten Schriftstellern bisher immer recht gut möglich. Heutzutage ändert sich das allerdings: Die Stadt Reykjavík ist größer geworden, es gibt auch viel mehr Schriftsteller als früher, was natürlich den Druck auf die Verleger erhöht, diejenigen zu verlegen, die schon zum Autorenstamm ihres Hauses gehören. Das Leben als Nachwuchsschriftsteller ist ohne Frage härter als früher. Und da wird dieser Studiengang Kreatives Schreiben natürlich zu einer wichtigen Plattform, um auf sich aufmerksam zu machen und Kontakte zu knüpfen. Wir haben also schon dieselbe Tendenz hier in Island wie in Deutschland. Ich glaube allerdings auch, es ist sehr wichtig, alle Empfangskanäle offen zu halten: Es wird immer talentierte Leute geben, die aufgrund ihres sozialen Hintergrunds keine Möglichkeit zu einem Studium erhalten. Ich denke da besonders an Migranten, deren Zahl in Island deutlich gestiegen ist, und ihre Kinder. Sie gehen oft schon sehr früh von der Schule ab. Aber es kann durchaus sein, daß einige von ihnen aus eigenem Antrieb brillante Autoren werden.

Wie viele Literaturverlage gibt es denn in Island – ungefähr?

Also, es gibt einen richtig großen Verlag, der ca. 80% der Berufsautoren verlegt. Das Mittelfeld bilden vier deutlich kleinere Verlage.



Dann gibt es aber auch noch eine Fülle von Kleinstverlagen, die ihre Bücher fast von Hand herstellen: mit Auflagen von ca. 70 bis 150 Stück. Tatsächlich lernen wir die jüngsten Talente derzeit durch diese Kleinstverlage kennen. Und wenn die größeren schlau sind, haben sie ein waches Auge auf deren Autoren.

Ist es, war es je ein gangbarer Weg für Isländer, in dänischen Verlagen zu veröffentlichen? Island gehörte ja lange Zeit zum dänischen Reich. Oder ist der sprachliche Unterschied einfach zu groß?

Der Unterschied ist tatsächlich so groß, daß man dann eben auf Dänisch schreiben müßte. Das war in den ersten zwei oder drei Dekaden des letzten Jahrhunderts durchaus eine Option für isländische Schriftsteller. Eine ganze Reihe von ihnen sind nach Kopenhagen gegangen, einige sind zu bedeutenden Gestalten der dänischen Literaturgeschichte geworden. Heute wäre das unmöglich: Damals waren wir noch staatsrechtlich mit Dänemark verbunden, und Dänisch war die erste Fremdsprache, die man erlernte. Mittlerweile würde man sich aber zweifellos für Englisch entscheiden, wenn man denn schon in einer Fremdsprache publizieren wollte. Ein paar Leute tun das auch. – Aber noch eine Bemerkung zum isländischen Verlagswesen: Wir haben eine lange Geschichte des Selbstverlags, und auch eine lange Erfah-

rung damit, Publikationen im Selbstverlag ernstzunehmen. Hierzulande ist der Selbstverlag ein durchaus gangbarer Weg für junge Autoren. Wenn Sie in unsere Literaturgeschichte zurückblicken, finden Sie, daß selbst unser Nobelpreisträger Halldór Laxness im Selbstverlag begonnen hat. Oder schauen Sie auf den Literaturpreis des Nordischen Rates – den Sie für „Skugga-Baldur“ bekommen haben – „Skugga-Baldur“, richtig. Und von den sieben Preisträgern, die bisher aus Island gekommen sind, haben sechs im Selbstverlag begonnen!

Sie auch?

Oh ja, ich auch!

Ihr erster Band, ich glaube mit fünfzehn –

Ja, genau. Ich habe mich selbst veröffentlicht, bis ich vierundzwanzig war. Alle meine Gedichtbände, die ich als junger Surrealist geschrieben habe, sind im Selbstverlag erschienen. Und zumindest damals, in den Siebzigern und Achtzigern, wurden diese Bücher in den größten Zeitungen des Landes besprochen.

Vielleicht noch einmal zurück zum Stichwort Dänemark: Ich habe auch deshalb danach gefragt, weil Sie mit einer dänischen Agentur zusammenarbeiten, nicht wahr?

Das stimmt schon, aber ich könnte auch mit einem deutschen oder französischen oder spanischen Agenten arbeiten. Wichtig ist für mich, jemanden zu haben, der sich mit nordischer

Literatur auskennt, der meinen Hintergrund versteht, und das ist bei meiner Kopenhagener Agentin der Fall. Aber es war eher zufällig, daß dieses Verhältnis zustande gekommen ist. Für „Schattenfuchs“ habe ich meinem Verleger seinerzeit vorgeschlagen, mit einer Agentur zu kooperieren, und habe ihn einfach nach einer geeigneten gefragt.

Da Sie ja ein sehr geschichtsbewußter Autor sind, möchte ich aber doch noch einmal nachhaken: Sind die kulturellen Beziehungen der Isländer zu Dänemark nach wie vor besonders eng, oder sehen Sie da keinen nennenswerten Unterschied zu den anderen nordischen Ländern oder auch zu Großbritannien und Nordamerika?

Die Beziehung zu Dänemark wird sicher immer eine besondere bleiben. Kopenhagen hat einen besonderen Platz im Herzen der meisten Isländer, Dänemark ist in der Regel das erste ausländische Land, das man bereist, und wir lernen Dänisch in der Schule. Ich habe Dänisch noch als erste Fremdsprache gehabt. Und natürlich kann man die isländische Geschichte bis 1944 nicht ohne die dänische verstehen. Deshalb habe ich auch in all meinen Romanen mit historischem Hintergrund den Beziehungen zu Dänemark große Beachtung geschenkt. So gesehen, schreibe ich aus einer postkolonialen Perspektive. *(Lacht.)*

Sie erwähnten die isländischen Autoren, die Anfang des 20. Jahrhunderts auf Dänisch publiziert haben. Es war aber nicht so, daß man die Sprache der „Kolonialmacht“ sozusagen als eine wertvollere oder feinere Sprache betrachtete, oder?

Nein, nein. Angesichts der großen alten literarischen Tradition des Isländischen haben diese Autoren, wenn überhaupt, auf das Dänische herabgeschaut, haben es als Karrierenotwendigkeit in Kauf genommen. Wir waren da auch in einer anderen Situation als die Färöer: Färöisch kommt als Literatursprache erst um 1940 auf, und der große Dichter der Färöer, William Heinesen [1900–1991, Anm. d. Red.], schrieb auf Dänisch. In Island hat man sich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts auf die große literarische Tradition berufen, um damit eine zumindest kulturelle Unabhängigkeit von Dänemark zu begründen.

Und Sie persönlich: schreiben Sie nur auf Isländisch oder auch auf Englisch, zumindest in manchen Fällen?

Also, meine Gedichte und Romane habe ich alle auf Isländisch geschrieben. Auf Englisch schreibe ich Liedtexte und Libretti. Meine Texte für Björk habe ich allesamt direkt auf Englisch geschrieben. Ich habe auch zwei englische Libretti verfaßt und arbeite gerade am dritten. Und etwas englischsprachigen Journalismus habe ich auch betrieben, aber das ist natürlich etwas anderes als Dichtung.

Sie haben in verschiedenen Ländern gelebt: in den Niederlanden –

Ja, in Maastricht. Es gibt dort eine Kunstakademie, die über viele Jahre hin viele Isländer angezogen hat, einige unserer besten Künstler aus zwei Generationen sind dort ausgebildet worden. Das fing damit an, daß ein isländischer Künstler in seiner Heimat von den tollen Studienbedingungen dort berichtet hat, und so hat sich dort eine kleine isländische Kolonie gebildet. *(Lacht.)* Auch meine damalige Freundin ging dorthin, und ich bin ihr gefolgt.

Sie haben auch eine Weile in London gelebt, sind jetzt häufig im Ausland unterwegs: Zum Beispiel waren Sie in Berlin als Gastprofessor und als Gast des DAAD. Sie können also sehr gut vergleichen: Kann Literatur in Island besonders gut gedeihen?

Schwierige Frage.

Und eine sehr allgemeine, das gebe ich zu.

Nun ja, es gibt ganz unterschiedliche literarische Kulturen in verschiedenen Ländern. Wir sind ein kleines Land. Zugleich ist Literatur gewissermaßen der Eckstein unserer Identität, das Goldene Zeitalter der Sagas im 13. und 14. Jahrhundert, das ja auch eine historische Tatsache ist, spielt für unser Selbstbild und unser Selbstvertrauen eine große Rolle. Literatur spielt fraglos eine große Rolle in unserer Gesellschaft. Die Zahl der Bücher, die pro Kopf gekauft werden, und auch die Zahl der hierzulande veröffentlichten Bücher ist sehr, sehr hoch. Aber es könnte beispielsweise auch niemand bestreiten, daß Deutschland eine großartige Literaturnation ist, mit einer kraftvollen Literatur und einer fantastischen Kultur des Buchhandels.

Da ist sicher etwas dran, schon wegen der sogenannten Buchpreisbindung.

Oh ja, und Sie haben diese Regelung immer noch aufgrund einer politischen Entscheidung, aufgrund des politischen Willens, der Literatur einen hohen Stellenwert zu bewahren. Die

Qualität der Dienstleistung und auch der Kenntnisse in deutschen Buchhandlungen ist wirklich beneidenswert.

Man muß allerdings hinzufügen, daß sich diese Dinge gerade ändern: Die kleinen Buchhandlungen haben es wirtschaftlich immer schwerer, etliche sind schon verschwunden.

Ja, das haben wir hier in Reykjavík schon vor zwanzig Jahren erlebt. Zwei Buchhandelsketten bzw. eine große Kette sind übriggeblieben. Es gibt auch sehr gutes Personal in deren Läden, aber es ist nicht mehr dieselbe Kultur unabhängiger Buchläden, die wir früher hatten.

Wie sieht es denn mit den Buchläden in den kleineren Ortschaften aus?

Da sind gar keine Buchläden übrig. Es gab sie früher in jeder Stadt, die kleinen Buchhandlungen, jetzt nicht mehr. – Aber noch ein Wort zum Ländervergleich: Interessant finde ich vor allem, sich die Situation in anderen kleinen Ländern anzuschauen. Es ist sehr bemerkenswert, wie erfolgreich isländische Literatur – hier kann man glaube ich wirklich von Erfolg sprechen – im Ausland ist. Nehmen Sie zum Beispiel Lettland oder Estland: Trotz der Nachwirkungen der sowjetischen Herrschaft sind es doch Länder mit großartigen Autoren, einem starken Glauben an die Literatur und einer langen Literaturgeschichte. Dort fragt man sich, warum die isländischen Autoren im Ausland so erfolgreich sind, im Vergleich zu den eigenen Anstrengungen. Und ich glaube, das liegt an einem besonderen Selbstvertrauen: daß ein isländischer Autor, eine Autorin wirklich das Gefühl hat, er oder sie sollte auch in Deutschland, Italien, Kolumbien usw. gelesen werden. Wir tragen in uns das starke Bewußtsein, daß wir durch Literatur mit der ganzen Welt kommunizieren.

Und das ja seit langer Zeit – man denke etwa daran, welche große Rolle Island bei der Überlieferung der germanischen Mythologie gespielt hat –

Oh ja!

Die meisten Menschen in Deutschland würden sich vermutlich sehr wundern, wenn sie von einem gewissen Snorri Sturluson hören würden ... Wir müßten einen Film produzieren mit Brad Pitt als Snorri Sturluson, dann würde sich das ändern. (Lacht.)

Stichwort Aneignung der Tradition: Beobachten Sie hierzulande Veränderungen in der schulischen Literaturvermittlung?

Ich glaube, da hat sich im Vergleich zu meiner eigenen Schulzeit vieles verbessert, mittlerweile gibt es schon für die jüngeren Schüler sehr gute Lehrbücher mit Textbeispielen aus den Sagas usw. Allerdings gibt es in Island wie andernorts die Tendenz, daß man das Lesen für die Kinder einfacher machen möchte: Man sucht sich gezielt einfache Texte aus, schreibt sie manchmal auch neu. Ich persönlich meine, wenn man Menschen mit Literatur in Kontakt bringt, soll sie fremdartig und schwierig sein: Man soll sich seinen Weg in die Literatur hinein bahnen und diesen Zugang nicht einfach als gegeben betrachten. Es ist besser, kürzere Texte vorzulegen, diesen aber ihre Schwierigkeit zu belassen. Nun ja, aber es wird heutzutage viel mehr zeitgenössische Literatur im Schulunterricht behandelt als jemals zuvor. Zu meiner Schulzeit wurde beispielsweise die ganze avantgardistische Richtung in der Lyrik ausgeblendet. Ich bin rein zufällig darauf gestoßen, mit fünfzehn, als ich ein nicht benutztes Lehrbuch fand und um die Erlaubnis bat, es mit nach Hause zu nehmen und dort zu lesen. So habe ich die isländische Lyrik der Moderne für mich entdeckt.

Außer diesem wichtigen Impuls für Ihr eigenes Schreiben hat aber auch die traditionelle isländische Literatur eine Rolle in Ihrer Entwicklung gespielt, oder?

Nun ja, ich habe schon als Kind gerne Geschichten gelesen, nicht weil sie Schulstoff waren, sondern zu meinem Vergnügen, ich habe sie selber für mich entdeckt. Das hat mir sicher eine gute Grundlage für das Weitere gegeben, zum Beispiel für den Vergleich zwischen Texten. Aber mit den isländischen Sagas bin ich zuerst als Teenager, durch den Schulunterricht, in Berührung gekommen, und für mich habe ich sie erst als Erwachsener gelesen, als ich schon selber geschrieben habe. Das hat mir eine andere Perspektive eröffnet, mir eine, sagen wir, persönliche Wertschätzung und ein Verständnis dieser Texte ermöglicht.

Welche Rolle hat die Populärkultur für ihren Weg zur Schriftstellerei gespielt? Ich habe gelesen, daß David Bowie eine große Bedeutung für Sie hatte.

Ja, das stimmt. Ich denke, ich bin in einer relativ kulturfreundlichen Familie aufgewachsen. Es gab immer Bücher bei uns zuhause, meine Mutter und meine Großmutter nahmen nach ihren Möglichkeiten am kulturellen Leben teil, besuchten des öfteren Ausstellungen oder

gingen ins Theater. Ich war aber wie andere Kinder, Jugendliche auch: Die meisten jungen Leute heutzutage lernen Kultur ja nicht so sehr durch Lateinunterricht, Klavierstunden am Nachmittag und dergleichen kennen. Unsere erste kulturelle Faszination erleben wir doch in aller Regel durch die Populärkultur, nicht wahr? David Bowie war für mich so wichtig, weil er völlig fremdartig war, überhaupt in nichts hineinpaßte. Als Teenager hat mich das richtig gepackt, ich liebte seine Musik und all die seltsamen Dinge, die er tat. Den Surrealismus hatte ich allerdings schon einige Zeit vorher kennengelernt, hatte Abbildungen von surrealistischen Gemälden gesehen und etwas über Salvador Dalí gelesen: noch als Kind, in Magazinen für Kinder. Mit David Bowies Fremdartigkeit hatte es für mich etwas Ähnliches auf sich, das hat mich angezogen. Und ich habe mir dann selbst so viel Englisch beigebracht, daß ich seine Liedtexte und Interviews verstehen konnte. Ich denke, er hat mich, vor allem mit seinen innovativen Liedtexten, in gewisser Weise konditioniert, bevor ich der modernen isländischen Lyrik begegnet bin. Ich war dann bereits durch Bowie in Kontakt gekommen mit seltsamen Verwendungsweisen einzelner Wörter von Metaphern, Bildern und all dem.

Wo wir gerade bei einem britischen Künstler sind: Ist der britische und vor allem amerikanische Einfluß auf die isländische Kultur, schon wegen der geographischen Lage, nach Ihrer Wahrnehmung größer als in anderen nordischen Ländern?

Meine Freunde aus den anderen nordischen Ländern äußern sich in der Tat häufig über den angelsächsischen Einfluß auf die hiesige Kultur und überhaupt auf Island. Ich finde Aussagen darüber schwierig. Aber wir haben hier selbstverständlich zunächst die britische und dann die US-amerikanische Militärpräsenz im Zweiten Weltkrieg und danach gehabt, und wir haben viel von der amerikanischen Populärkultur mitbekommen. Insbesondere Kinofilme waren da schon frühzeitig sehr wichtig.

Kino, hier das Kino der Stummfilmzeit, spielt auch in Ihrem jüngsten Roman „Mánasteinn“ (Mondstein) eine bedeutende Rolle, nicht wahr?

Ja, ganz genau. Und auch amerikanische Musik war sehr bedeutsam für uns, vor allem durch die Militärbasis Keflavík mit ihrer Radiostation, die in der Südwestregion sendete. Die Isländer konnten auf diese Weise Jazz hören, später auch Rock 'n' Roll, die Beach Boys usw. Aufgrund der geographischen Lage konnte man auch Radio Luxemburg und ähnliche Sender hören und auch auf diesem Weg amerikanische und britische kulturelle Einflüsse aufnehmen. Nun ja, und abgesehen davon, daß ich als Teenager Musik liebte, bin ich damals nicht selten drei-, viermal pro Woche ins Kino gegangen. Ich habe vor allem im Kino gelernt, wie Geschichten funktionieren, viel eher als aus der zeitgenössischen Literatur. Das Kinoprogramm war aber auch noch deutlich vielfältiger als heutzutage.

Eine Parallele zum Sterben der kleinen Buchhandlungen.

Oh ja, durchaus. Andererseits ist es nicht so, daß ich damals gezielt nach „gutem Kino“ gesucht hätte. Man ging halt ins Kino, und dann kam vielleicht etwas mit Auto-Verfolgungsjagen – oder auch ein hochwertiger französischer Film oder sonst etwas Gutes.

Alles in allem hat der starke britische und amerikanische Einfluß das isländische Kulturleben also sehr angeregt, würden Sie sagen?

Ja, ohne Zweifel.

Sehen Sie auch Nachteile dessen?

Schwer zu sagen ... Also, der größte Nachteil war vermutlich, daß es hierzulande im Kalten Krieg einen regelrechten Kulturkampf gab: Die Buchindustrie und die Literaturszene waren ziemlich links; man kann durchaus sagen, daß die sozialistische Linke die isländische Kulturszene über viele Jahre dominiert hat. Die konservativen politischen Kräfte hielten natürlich dagegen. Im linken Lager sah man, ebenso naheliegenderweise, alles als kulturell minderwertig an, was aus den USA kam, abgesehen vom Jazz und einigen politisch kompatiblen, linken Autoren. Ich denke, was meine Generation dann getan hat, das war der große Bruch mit diesem Lagerdenken. Wir hatten unsere eigene Agenda: Anarchismus, Punk, Surrealismus ... Uns interessierte das ganze Links-Rechts einfach nicht mehr.

Vielen Dank für dieses Gespräch!

Für weitere Informationen zu Sjóns Bio-Bibliographie und seinen aktuellen Projekten steht seine Homepage zur Verfügung: <http://sjon.siberia.is>.



Giovanni Candida (?): Medaille auf Franz von Valois, den späteren König Franz I. von Frankreich (1504).

Gaspara Stampa

RIME CCVIII

Amor m'ha fatto tal ch'io vivo in foco,
qual nova salamandra al mondo, e quale
l'altro di lei non men stranio animale,
che vive e spira nel medesimo loco.

Le mie delizie son tutte e 'l mio gioco
viver ardendo e non sentire il male,
e non curar ch'ei che m'induce a tale
abbia di me pietà molto né poco.

A pena era anche estinto il primo ardore,
che accese l'altro Amore, a quel ch'io sento
fin qui per prova, più vivo e maggiore.

Ed io d'arder amando non mi pento,
pur che chi m'ha di novo tolto il core
resti de l'arder mio pago e contento.

*Durch Amor ist das Feuer mein Asyl,
leb' ich im salamandrischen Bezirke
und so wie jenes seltsamste der Tiere,
das lebt und stirbt auf einem einzigen Pfühl.*

*Dies ist mein ganzes Vergnügen und Spiel:
brennend leben und nicht das Übel spüren
und nach dem Mitleid dessen, der so zu wirken
vermag, weder wenig trachten noch viel.*

*Noch kaum erloschen war die erste Glut,
als Amor schon aus ihr, die ich bis heute
empfinde, desto stärkere Flammen schuf.*

*Und i c h werd' so zu brennen nicht bereuen,
wenn der nur, der das Herz mir wiederum
geraubt hat, sich stets an dem Brand erfreue.*

Italianischer Text zitiert nach: Gaspara Stampa, Rime. Introduzione di Maria Bellonci. Note di Rodolfo Ceriello (Biblioteca Universale Rizzoli. Classici), Milano 1994, S. 212f. Die Übertragung stammt vom Hrsg. dieser Zeitschrift.

Bildnachweis

Titelbild sowie S. 38, 46, 52: Cornelius van Alsum (Juli 2014). Abgebildet sind Ansichten der 1986 entworfenen, 1990 enthüllten Stahlskulptur „Sólfar“ von Jón Gunnar Árnarson (1931–1989) in Reykjavík.

S. 10, 68: Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz

(S. 10: Museum für Asiatische Kunst, Ident.-Nr. I 5920, Foto: Jürgen Liepe, [http://www.smb-digital.de/eMuseumPlus?service=direct/1/ResultLightboxView/result.t2.collection_lightbox.\\$TspTitleLink.link&sp=10&sp=Scollection&sp=SfieldValue&sp=0&sp=3&sp=3&sp=Slightbox_3x4&sp=0&sp=Sdetail&sp=0&sp=F&sp=T&sp=11](http://www.smb-digital.de/eMuseumPlus?service=direct/1/ResultLightboxView/result.t2.collection_lightbox.$TspTitleLink.link&sp=10&sp=Scollection&sp=SfieldValue&sp=0&sp=3&sp=3&sp=Slightbox_3x4&sp=0&sp=Sdetail&sp=0&sp=F&sp=T&sp=11); S. 68: Münzkabinett, Ident.-Nr. 18217271, Foto: Reinhard Saczewski, [http://www.smb-digital.de/eMuseumPlus?service=direct/1/ResultLightboxView/result.t2.collection_lightbox.\\$TspTitleLink.link&sp=10&sp=Scollection&sp=SfieldValue&sp=0&sp=0&sp=3&sp=Slightbox_3x4&sp=0&sp=Sdetail&sp=0&sp=F&sp=T&sp=1](http://www.smb-digital.de/eMuseumPlus?service=direct/1/ResultLightboxView/result.t2.collection_lightbox.$TspTitleLink.link&sp=10&sp=Scollection&sp=SfieldValue&sp=0&sp=0&sp=3&sp=Slightbox_3x4&sp=0&sp=Sdetail&sp=0&sp=F&sp=T&sp=1)); Lizenzbedingungen unter <http://www.creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/legalcode>.

S. 16, 48, 50: Cornelius van Alsum (2014).

S. 30: Martin Schlemmer (Sommer 2014).

S. 34, 57, 64: Cleo A. Wiertz (Juli 2011). Die Fotografien sind auf einer Wanderung zwischen Landmannalaugar und Þorsmörk entstanden.

Impressum

kalmenzone (ISSN 2196 – 3835) ist eine Internet-Literaturzeitschrift und erscheint dreimal jährlich. Die Hefte stehen zum kostenlosen Herunterladen als PDF auf <http://www.kalmenzone.de/wordpress/> zur Verfügung. Eine gedruckte Ausgabe erscheint nicht.

Textangebote bitte ausschließlich per E-Mail an: redaktion@kalmenzone.de. Bitte beachten Sie auch die Hinweise für die Einreichung von Manuskripten auf der Internetseite der Zeitschrift.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Cornelius van Alsum, Postadresse: F. Engel, Fasanenweg 10, 53127 Bonn, Tel.: 0151 – 21 18 51 66, E-Mail: redaktion@kalmenzone.de.

Haftungshinweis: Der Herausgeber übernimmt keine Haftung für die Inhalte externer Links in dieser Zeitschrift, gleich ob sich diese in redaktionellen Beiträgen oder solchen anderer Beiträgerinnen und Beiträger befinden. Der Herausgeber distanziert sich hiermit ausdrücklich von all diesen Inhalten. Verantwortlich für die Inhalte der verlinkten Seiten sind allein die Betreiber der betreffenden Seiten.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Alle Rechte an diesen Beiträgen liegen bei den Autorinnen und Autoren; an den redaktionellen Beiträgen: beim Herausgeber; an den Abbildungen, soweit sie nicht gemeinfrei sind: bei deren Urheberinnen und Urhebern; bzw. bei sonstigen ausdrücklich genannten Rechteinhaberinnen und -inhabern.